Ein satyrisches Märchen.

Germania.

Ein satyrisches Märchen.

Von

Wolfgang Müller.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1 8 4 8.

Druck von Carl Horstmann.

Erstes Capitel.

Wo die Prinzessin Germania zuerst wohnte und wer sie war.

Ein Jeder, der sich einigermaßen mit der Länderkunde vertraut gemacht hat, kennt wohl das große Land, das im Norden an die Häringe und den Bernstein, und im Süden an den Schweizerkäse gränzt, während es im Osten an Weichselzöpfe und die Leibeigenschaft, und im Westen an sehr wohnliche Gegenden stößt, von denen der Vergleich genommen ist, daß man von einem, der so recht vergnügt und zufrieden ist, zuweilen sagt: Er lebt wie Gott in Frankreich, ein Ausdruck, der seine Erklärung darin findet, daß in jenem gesegneten Lande der Champagner wächst. Kurz es ist das liebe Deutschland, das seine Einwohner auch wohl, weil es mitten in Europa liegt, das Herz der alten Welt nennen. Gleichwohl

will uns dieser Vergleich noch immer nicht recht behagen, obschon er nicht wenig nach männlichem Stolze und kräftigem Selbstbewußtsein schmeckt. Wir wissen nämlich aus der Naturgeschichte, daß das Herz im Leibe des Menschen durch seine Stöße das Blut in alle Theile des Körpers schleudert, während das Herz von Europa im Laufe der Zeiten alle Stöße und Püffe von den umliegenden Theilen aushalten mußte. So unglaublich es klingt, so ist es doch wahr, daß dasselbe schöne Herz gar oft von seinen eignen Fäusten in das Gesicht geschlagen und von seinen eignen Beinen mit Füßen getreten ward.

Vor uralten langen Jahren sah es in diesem Lande ganz anders aus wie heutigen Tages. Wo jetzt üppige Kornfelder in ihrer goldenen Pracht prangen, dehnten sich damals große öde Haiden, wo jetzt freundliche Wiesen grünen, lagen damals trostlose Sümpfe, und wo man jetzt an den Bergen Weinpflanzungen und in den Thälern Obstgärten sieht, standen damals Wälder von hochstämmigen Eichbäumen, in denen man höchstens zur Abwechslung Brombeeren und Waldbeeren fand. Auch mit den Thiergattungen, die an solchen Orten ihren Unterhalt fanden, sah es viel einfacher aus. Ochsen

gab es zwar in jenen Zeiten, aber die Esel waren noch nicht eingewandert, auch die Stockfische hatte man noch nicht erfunden, weil das Fasten noch nicht unter die unbekannten Eintrittskarten in den Himmel gehörte. Endlich gab es damals auch noch Bären, von denen wir gegenwärtig nur noch eine Abart, nämlich die Bärenhäuter in unserm Vaterlande kennen. Es war wirklich eine gute patriarchalische Zeit und wir meinen, die jetzige Jugend wäre sehr vergnügt gewesen, hätte sie damals in die Schule gehen können, weil die Pflanzen- und Thierkunde noch so äußerst leicht faßlich war. Als später die Affen und Papageien hinzukamen, da ging auch die alte Einfachheit vorüber, und es gab viel mehr zu lernen.

In diesem wunderbaren Lande lebte in denselben uralten Zeiten eine Person, oder, damit wir uns genauer ausdrücken, eine Dame mit Namen Germania. Ob sie nun heidnisch oder christlich getauft war, jedenfalls war dies ihr Vorname. Nach alten Sagen entsproß sie aus der Familie Deut oder Teut. Welche Lesart hier die richtige ist, lassen wir in unserem Mangel an Gelehrsamkeit unentschieden, jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, daß schmeichelnde Sprachforscher dem Wörtchen Teut den Vor-

zug gaben, weil sie vielleicht fürchteten, launige Spaßvögel könnten dereinst ihren Witz an dem Namen Deut ausüben und behaupten, die Germania trage diesen Familiennamen, weil sie keinen Deut werth gewesen wäre. Dieselben schrieben auch später nie Deutsche, sondern Teutsche, und setzten viele Nachkommen der genannten Dame unter die Wallhallagenossen. Man sieht übrigens schon aus diesen Bemühungen, daß die Germania wirklich eine vornehme Person war. Dies wird indeß noch klarer aus dem Umstande, daß die Alterthumsforscher sich ebenso sehr bemühten, das eigentliche Heimathland der besagten Dame zu ergründen. Ihren Nachforschungen soll es auch gelungen sein, den Kaukasus dafür anzunehmen, was um so vorzüglicher wäre, als es jetzt feststeht, daß in jenem Gebirge und nicht, wie das Sprüchwort fälschlich sagt, in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Es wird wohl keiner mehr einen Zweifel darüber hegen, daß wir hier von der Stammmutter des deutschen Volkes reden wollen. Gewöhnlich knüpfen sich nur an solche weltberühmte Personen schöne Sagen, welche ganz dazu geeignet sind, dieselben zu verherrlichen. So wissen wir von einem griechischen

Stamm, daß er aus der Erde herauswuchs und von einem andern, daß er aus Drachenzähnen entsproß. Von Romulus und Remus, den Gründern Roms und Kindern des Mars und Rhea Sylva, heißt es sogar, daß sie von einer Wölfin gesäugt wurden. Alle diese schönen Dinge vermissen wir aber bei der Germania. Wer war ihr Vater? Wer war ihre Mutter? Wir haben es uns zwar angelegen sein lassen, in vielen alten Büchern herumzustöbern, um ihren Ursprung aufzuklären, aber alle Bemühungen waren vergebens. Ueberall stand geschrieben, daß damals die sogenannten Völkerwanderungen im besten Gange waren. Und wer weiß nicht, daß es in solchen stürmischen Zeiten nichts seltenes ist, daß ein vorüberziehender Stoßvogel seine Eier in ein fremdes Nest legt. War ihr Vater nun ein Baschkir, ein Vandale oder Kosake, wir können es nicht verneinen und nicht bejahen, obgleich es feststeht, daß diese Völkerschaften gar häufig in begehrlicher Absicht nach den Besitzungen der Germania sahen und sich mit Geld und Knuten dort allerlei zu schaffen machten. Viel eher möchten wir glauben, daß der eine oder andere ihrer Eltern nahe bei Griechenland zu Hause war, was um so wahrscheinlicher war, als sie in

spätern Jahren häufig ein Lied sang, das sie gewiß aus Jugenderinnerungen im Gedächtniß behalten hatte. Dasselbe hieß: Auch ich war in Arkadien geboren. Deßhalb scheint es uns am besten, sie als Mädchen aus der Fremde zu signalisiren: Man wußte nicht woher sie kam. Jedenfalls widerlegt sich aber hier das Sprüchwort: Aus Nichts wird nichts. Denn die besagte Dame wurde auch aus Nichts und es ist doch nachher sehr viel aus ihr geworden.

Soviel indeß die alten Ueberlieferungen vermuthen lassen, so muß die Prinzessin Germania Teut auch in ihrer Jugend eine ganz charmante Person gewesen sein. Jeder, der von ihr erzählt, kann nicht Ausdrücke genug finden, wenn er von ihrer außerordenlichen körperlichen Schönheit spricht. Ihr Leib war hoch und schlank gewachsen, wie eine Edeltanne, ihre Augen waren blau wie der Himmel, ihr Angesicht freundlich wie der Frühling, ihr Haar gelb wie das Gold, ihr Mund roth wie Rubin, ihr Nacken weiß wie Schnee, ihre Hände glänzend wie Elfenbein. Wenn sie durch ihre Wälder hüpfte und wenn sie in ihren Flüssen badete, so war es eine Wonne sie anzuschauen. Kurz sie

erschien trotz ihres unbestimmten Ursprungs als ein vollkommenes, schönes, edles Menschenbild, welches jeden, der es einmal betrachtet hatte, mit Freude und Glück erfüllte.

Zweites Capitel.

Wie Germania ihre Jugend verbrachte.

Ein gewissenhafter Geschichtsschreiber legt großen Werth darauf, die Personen, deren Leben er beschreibt, in ihrer Jugendentwicklung darzustellen, weil sich daraus nicht selten die wunderbarsten Schlüsse auf die Zukunft derselben herausklügeln lassen. Es ist in der That oft merkwürdig, wie eigenthümlich sich in dieser Beziehung die Fäden verknüpfen. Die Psychologen und alten Weiber haben hier die merkwürdigsten Dinge entdeckt, welche nur ein verständiger Mensch für Aberglauben halten kann. Wer in seiner Jugend Figuren in den Sand malt, der hat Anlagen zum großen Maler wie Cimabue, wer früh mit seinen kleinen Fingern auf dem Klavier umhertastet, der wird ein ausgezeichneter Musiker wie

Mozart, wer als kleiner Junge ein Versچen zum Geburtstag seines Vaters auswendig gelernt hat und die Endreime recht melodisch herunterleiert, der kann ein großer Dichter werden wie Shakspeare, wer in seiner Kindeszeit Puppenkleider zu machen versteht, der hat Anlage zum Pariser Schneider und wer schon früh eine weite Kehle und guten Durst hat, der behält ihn auch gewöhnlich im Alter. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie oft Vorhersagungen der besagten Propheten, die übrigens auch Brod essen, öfters eintreffen und öfters nicht eintreffen.

Leider fehlen uns indeß wieder alle Nachrichten über die Jugendanlagen der Germania. Unstreitig thun wir deßhalb besser, daß wir ihre Constitution nach der ihrer zahlreichen Nachkommen beurtheilen, denn es ist eine bekannte Sache, daß sich die Eigenschaften der Eltern in den Kindern oder Kindeskindern wiederholen. Wenn wir daher unsre deutschen Jungfrauen betrachten und aus ihrem Charakter auf den ihrer Elternmutter zurückschließen dürfen, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie in ihren Kinderjahren ein äußerst lustiges Ding war, daß sie im Freien gern Nachlaufen, Verstecken und Guckuck spielte, daß sie es liebte, Blumen zu pflücken und

den Schmetterlingen nachzulaufen und daß sie sich zu Hause gerne mit der Puppe beschäftigte und stets daran dachte, sie aus- und anzuziehen, ihrer zu warten, sie schlafen zu legen und ihr die mannigfachsten Kleider aus bunten Lappen zu verschaffen. Auch war sie alsdann damals nicht abgeneigt mit den wildesten Knaben zu verkehren und mit ihnen, wenn die Jahreszeit es gestattete, den Ball zu schlagen, den papiernen Drachen in die Luft zu lassen und auf einen Aepfelbaum zu klettern, Nester auszuheben und nicht eher Ruhe zu haben, bis der eine oder andre Range ihr ein Paar gehörige Maulschellen gab, worauf sie dann weinend nach Hause ging. Daher kommt es denn auch, daß noch jetzt ihre männlichen und weiblichen Nachkommen so gewöhnt sind, Püffe mit der größten Geduld zu ertragen, wenn sie sich auch zuweilen bei einer solchen Gelegenheit gar ungeberdig anstellen.

Jeder weiß, was es sagen will, wenn aus einem Kinde ein Backfisch wird, wie man sich im alltäglichen Leben auszudrücken pflegt. Es ist die selige Zeit, wo das Mädchen zur Jungfrau wird. Die Dichter aller Nationen haben einen besondern Reiz darin gefunden, diesen süßen geheimnißvollen Ueber-

gang in den reizendsten Liedern zu besingen. Schließen wir, mithin wiederum von den Jungen auf die Alten, und das müssen wir, denn das Sprüchwort sagt:

Wie die Alten sungen
So pfeifen die Jungen,

so stellt sich wiederum heraus, daß die Germania in dieser Periode ihres Lebens an einem überaus weichen und empfindsamen Herzen gelitten habe. Ohne Zweifel waren Vergißmeinnicht ihre Lieblingsblumen; sie streifte am liebsten durch tiefe dunkle Laubgänge, in denen sie seufzte, weshalb man dieselben noch in heutigen Tagen Seufzeralleen zu nennen pflegt, und belauschte das langgezogene Lied der süßen Nachtigall, erschrack, wenn ihr ein männliches Wesen begegnete, und erröthete, wenn sie ein Jüngling länger als gewöhnlich betrachtete. Zu Hause aber trieb sie die eigenthümlichen Dinge, welche dieser Periode angehören. Sie liebte die Romane von Clauren und las Tage und Nächte in den theuren Büchern. Abends betrachtete sie stundenlang den Mond und sang am Fenster, in welches die balsamischen Düfte des Frühlings strömten, sentimentale Lieder: „Wenn ich ein Vöglein wär," „In einem tiefen Thale", „Land meiner seligsten Gefühle", während unten auf

der Straße die wilden Bursche vorbeizogen und jubelten: „Gute Nacht, gute Nacht, liebe Anna Dorothee, gute Nacht, gute Nacht, schlaf wohl.“

Selige Blindheit seliger Kindheit! Unglücklicher Weise dauern diese Tage nicht lange, so poetisch und lieblich sie auch in ihrer Einfachheit dahinfließen. Die Katze läßt das Mausen nicht und die Mädchen lassen nicht von der Eitelkeit, das ist einmal so der Lauf der Welt. Die spätere Geschichte der Germania beweist es nur zu deutlich, daß sie so gut wie jede andere anfing sich im Spiegel zu besehen, wobei sie dann natürlicher Weise fand, daß sie gar nicht häßlich sei. Hat der Teufel einmal ein Fingerchen, so will er auch die ganze Hand haben. Bei dem Begucken in geschliffenem Glas, das erst nur des Morgens und Abends, dann auch einigemal mehr und endlich jede halbe Stunde vorgenommen wurde, blieb es nicht. Man begann die feineren Toilettenkünste, lernte die engen Schuhe, die einen kleinen Fuß, die Schnürleiber, die eine Wespentaille, und die Kissen, die sonst noch etwas machen, was ich nicht sagen will, kennen. Nicht weniger Studien wurde auf die Schminke, die Pomadentöpfchen, die Schönheitspflästerchen und die Modejournale mit

dem neuesten und elegantesten Kleiderschnitt verwendet. Ach, wie bald waren da die weichen Stunden einer glücklichen Träumerei vergessen! Sie hatten den Thaten Platz gemacht, aber was für Thaten? Es waren leider diejenigen, welche der Eitelkeit gewidmet sind und endlose vergebliche Zeit und Mühe erforderten. Germania, Germania! O wärst du, wie du warst, geblieben!

Die übeln Folgen, welche dies Versinken in äußerlichen Dingen stets mit sich führt, ließen nicht auf sich warten. Die frühere Schüchternheit, mit welcher sie unter die Menschen getreten war, verließ die aufgeblühte Jungfrau. Sie las Bücher, in welchen sich ein geheimes Gift befand, das bald, ohne daß sie es merkte, tiefer und tiefer in ihre Seele drang. Statt der einsamen Gänge durch Wald und Feld suchte sie nur die Bälle und Gesellschaften, die Kronleuchter der Theater wurden ihr lieber, als der bleiche Mond mit seinem milden Glanz, und statt auf die liebenswürdige Sängerin der Frühlingsgärten, lauschte sie auf die rauschende Musik, welche zu Tanz und Spiel lockte. Daß sie auch gegen die Männer, welche ihr vor Zeit das Blut ins Gesicht steigen machten, nicht mehr so zimper=

lich war, läßt sich an den Fingern abzählen, im Gegentheil sie betrachtete sie mit flammenden herausfordernden Augen, lief ans Fenster, wenn die Soldaten vorbeimarschirten, guckte nach den Officieren und Fähnrichs, begegnete auf der Promenade absichtlich den jungen adeligen Herren und war überaus beglückt, wenn ihr einer ein Ständchen brachte, einen Strauß schickte oder ihr gar ein Briefchen mit verliebten Scherzen zukommen ließ. Kurzum, Germania war im Zug.

Drittes Capitel.

Welche Liebschaften die Germania hatte.

Die erste Blüthe unserer Heldin fällt gerade in die Zeit der schon oben erwähnten Völkerwanderungen. Es trieb sich damals entsetzlich viel fremdes Gelichter aus den verschiedensten Gegenden in Deutschland umher. Das kam und ging in einem fort. Hatte kaum ein Stamm seinen Sitz irgendwo aufgeschlagen, so wurde er von einem andern vertrieben. Dabei war des Lärmens und Hanthierens kein Ende, die einen schlugen mit Eisen, die andern mit Holz, die einen hatten lange Locken und Bärte, die andern kurze oder gar keine Haare. Manche sollen sogar nackt, wie sie Gott geschaffen hatte, durch die Welt gelaufen sein. Ob sie nun aus blauen offenliegenden oder pechschwarzen tiefliegenden Augen sahen,

soviel ist gewiß, sie waren sammt und sonders unzufriedene Leute, die sich in ihrer Heimath nicht schicken konnten, und weil Amerika noch nicht entdeckt war, in dem Gebiete der Germania herumschweiften, um sich ein Glück zu suchen, das sie zu Hause nicht finden konnten. Nichts ist also natürlicher, als daß es bei diesem verwünschten Gesindel drunter und drüber ging und daß keiner seines Lebens und seines Besitzthums sicher war.

In dieser Zeit erwies sich denn auch zuerst der leichtsinnige Charakter der Germania, der wie es schien von ihren unbekannten zweifelhaften Eltern auf sie vererbt war, so daß die Leute damals munkelten: Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Bei dem ewigen Wechsel der Garnisonen lernte sie eine Menge von hübschen Cavalieren kennen. Und bei diesen Herren zeigte es sich denn auch, daß sie das alte Wort: „ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen" nicht vergessen hatten. Daß die Herren Soldaten, wie man zu sagen pflegt, keine Kostverächter sind, war damals schon ebenso bekannt, wie jetzt, und nicht weniger wie in heutiger Zeit gingen sie am wackersten darauf los, wenn es galt, ein schönes und vor allen Dingen ein reiches Schätzchen

zu erwerben. In dem heftigen Drang ihrer goldenen Gefühle, gleichviel ob sie auf die goldene Liebe oder das goldene Geld gingen, setzten sie ihren Adel bei Seite und heiratheten Bürgertöchter und führten sogar Judenkinder heim. Was lag also näher, als daß sie auch auf ihren Kriegs- und Raubzügen der Germania den Hof machten! Da fehlte es nicht an Fensterparaden, an Bällen und Festlichkeiten. Waren die Tage durchschwärmt, so gab es Nachts Serenaden, welche indeß etwas gröber ausfielen, als wir sie heutiges Tages gewohnt sind. Denn statt auf Trompeten, Flöten und Clarinetten, blies man damals auf Hörnern von Auerochsen, wie sie gegenwärtig die Nachtwächter tragen, dazu hämmerte man auf die alten Kochkessel der Armee und bediente sich um recht quillernde Töne hervorzubringen, der Hunde, welche man an den Ohren, und der Katzen, welche man an den Schwänzen zerrte, weshalb diese Art Ständchen auch noch in unserer Zeit Katzenmusiken heißen.

Unter den Kriegsmassen, welche ihre Zelte in den Gebieten der Germania aufschlugen, zeichneten sich besonders die gothischen Truppen aus. Es waren große starke Leute mit blondem Haar, breiter

Brust und mächtigen Gliedern. Einer ihrer Anführer hatte das Glück, der Erste zu sein, der einen unwiderstehlichen Eindruck auf das Herz der Jungfrau machte. An Gelegenheiten sich zu sehen fehlte es dem schönen und großen Paare durchaus nicht. Erst kamen sie außer dem Hause zusammen, und später machte der stolze Gothe seiner Geliebten die Aufwartung, wobei er nicht verfehlte, sie zu Hause zu treffen, damit er keine Visitenkarte abzugeben brauche. Wie konnte er übrigens auch anders als auf das freundlichste empfangen werden, denn er stammte aus einer uralten adeligen Familie, die ihren Stammbaum bis über die Sündfluth hinausführte, und, wenn die alten Chroniken nicht täuschen, die Grafen von Katzenellenbogen genannt wurde. Es hieß sogar, daß dieselbe auf eine wunderbare Weise erhalten worden sei, während Gottes Wasser über Gottes Land ging und daß Gott Vater selbst den Kopf zum Himmelsfenster herausgesteckt und dem Noah noch einen Brief an den Stammhalter von Katzenellenbogen mitgegeben habe, als derselbe mit seiner Menagerie die Arche bestieg. Dieser angesehene und wie man zu sagen pflegt, hochstehende Officier wurde bald der erklärte Liebhaber unserer

Prinzessin und es war nun der Freude und des Jubels kein Ende. Die Tage und Nächte erklangen von süßem Geplauder und rauschenden Küssen. Das liebende Paar ging nun in den innigsten Verschlingungen einher, und das dauerte dann so lange es konnte. Aber eines schönen Morgens war der edle Herr verschwunden; die metallenen Knöpfe der blinkenden Uniform blitzten der armen verlassenen Dame nicht mehr in die Augen, das muthige Pferd, das so oft die Funken aus der Erde geschlagen hatte, machte keine Capriolen mehr unter ihrem Fenster.

Und Roß und Reiter sah man niemals wieder!

Ob er im Duell oder in der Schlacht gestorben, oder ob ihn der Teufel, der es öfters auf die Don Juans absieht, mit sich geführt hat, darüber schweigen die Gelehrten. Historisch merkwürdig ist indeß, daß damals der Volksausdruck „am Katzenellenbogen" entstand, den man am Rhein nicht selten hört und der so viel sagen will, als „Prosit die Mahlzeit," oder „Ich empfehle mich Ihnen!"

Unsere Germania war noch in der tiefsten Trauer begriffen und hatte noch ganz roth geweinte Augen über ihren allzu harten Verlust, als eine Schaar

von andern Truppen ihre Landschaft durchzog. Sie nannten sich Himmels-Dragoner und stammten aus dem römischen Gebiet, und weil sie in ihren schwarzen faltigen Kleidern so überaus ernst aussahen, so erhielten sie auch wohl den Beinamen lojale, oder wie das Volk das Wort verdarb, lojola'sche Krieger. Ihr Anführer, den man auch wegen seines frommen Wandels den heiligen Stinknantius hieß, hörte von der verlassenen Dame, und dachte gleich daran sie zu trösten. Da er der Sprache außerordentlich mächtig war und in philosophischen Schulen die Dialektik bis auf den Grund studirt hatte, so war es ihm ein Leichtes, unsrer Heldin heitere Aussichten zu eröffnen. Es dauerte nun nicht lange, so hatte er sich vollkommen in ihr Vertrauen eingeschlichen, denn man sah die Beiden hinfort sehr geheim thun. Nicht selten geschah es, daß sie sogar, wenn sie zusammen waren, die Thüren abschlossen, und zwar, wie zu vermuthen war, um die Stunden der Andacht zu lesen, den heiligen Geist anzurufen, zu beten und zu fasten und sich zu kasteien. Indessen alles hat einen Uebergang und so sollten denn auch diese heiligen Uebungen, nicht ewig dauern. Wahrscheinlich geschah es auf höheren Befehl, denn einstens über

Nacht war der Himmelsdragoner verschwunden, ohne daß einer wußte, wohin er gekommen war.

Wer schon einmal ein Unglück erfahren hat, tröstet sich beim zweiten schon viel leichter. So ging es auch unsrer Germania, die zwar einige Zeit ihrem frommen Schmerz nachhing, dann aber aufs Neue auflebte, als sich in ihrem Lande eine Schaar zeigte, die dem Anschein nach aus der Gegend kam, welche wir gegenwärtig Türkei nennen, wobei sich ein byzantinischer Rechtsgelehrter als Rechtsverständiger im Kriegsgericht befand. Dieser hochgelehrte Mann, der mit am Corpus juris gearbeitet hatte, und ein Liebling des Kaisers Justinian gewesen war, wurde der Vertraute der bald getrösteten Frau und der Nachfolger des verschwundenen Himmelsdragoners. Wahrscheinlich geschah es, um ihr Stunden in der Literatur zu geben, daß er viel mit der Germania allein war, an der man wirklich seit einiger Zeit Spuren fand, daß sie zum Blaustrumpf wurde. Wenigstens hielt sie seit jener Zeit regelmäßig einen Theetisch und war auch ästhetisch und warf dabei mit gelehrten lateinischen und griechischen Sentenzen um sich, obgleich ihre Freundinnen behaupten wollten, sie verstehe so viel davon, wie der Blinde von der

Farbe. Auch wollten dieselben nicht glauben, daß sie in ihren geheimen Zusammenkünften mit dem gelehrten Doctor juris blos geistige Dinge treibe. Die Endstrophe des schönen Liedes: „Endlich bleibt nicht immer aus," bewährte sich indeß auch hier wieder. Das Unglück kam aufs Neue über Nacht und der Byzantiner ließ sich nicht mehr sehen, wahrscheinlich, weil er einen Ruf an die Universität zu Konstantinopel erhalten hatte.

Zu dieser Zeit geschah es denn auch, daß die Kriegsstürme sich immer mehr und mehr verloren. Der Lärm der Waffen schwieg und alles ging in sein altes Gleise zurück, während der Handel und Wandel des Friedens auf eine glückliche Weise zurückkehrte. Die Prinzessin Germania war nun zwar älter, aber darum nicht viel klüger geworden. In der Langeweile der Ruhe, die gar seltsam gegen die lustigen Soldatenjahre abstachen, war es ihr sogar sehr willkommen, als einstens ein jüdischer hausirender Tabulettenkrämer ihrem Palaste nahte und seine Siebensachen vor ihr ausstellte. Seine unübertrefflich anpreisende Stimme hatte sogar einen eigenthümlichen Reiz für ihr Gemüth, und statt weiter zu ziehen, blieb er immer länger, indem er sich die seltsame Neigung der Prinzessin immer mehr zu

Nutzen zu machen wußte und tausendfache Profitchen und Prozentchen von ihr zog. Zugleich nahm sie bei ihm Unterricht im Wechselrecht. Wie diese Lehrstunden indeß vor sich gingen, das ist nie recht zur Kenntniß gekommen, jedenfalls aber muß angenommen werden, daß dabei auch das Wechseln praktisch getrieben wurde. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge hatte diese Herrlichkeit ein Ende, wie jede frühere. Als der Hausirer genug Vortheile errungen hatte, ging er auf und davon.

Der Germania, welche nunmehr in den schönsten Jahren stand, wie man zu sagen pflegt, obschon es bei Leibe nicht die schönsten sind, weil es in ihnen schon bergab geht, begann die Zeit in ihrem großen Hause unendlich lang zu werden. Unter solchen Umständen ist es nicht selten der Fall, daß die Herrschaften sich enger an ihr Dienstpersonal anschließen. Wie oft haben wir es schon gesehen, daß alte Junggesellen ihre Haushälterinnen, und züchtige Wittwen ihre Haushofmeister in das Ehebette aufnahmen. Weiß man doch sogar, daß sich eine russische Kaiserin in ihren Leibtrompeter vergaffte. So mag es denn auch ganz natürlich erscheinen, daß unsre Heldin eine zarte Neigung zu ihrem Kut-

scher verspürte. Die Leute sagen, wenn alte Scheunen brennen, dann schlagen die Flammen am höchsten. Germania und der alte Michel waren glücklich, denn sie liebten sich in der That. Er kannte sie als eine gute Person, die nie ihre Laune auf längere Zeit verlor, und sie kannte ihn als einen Menschen, der seine Treue besser an den Tag gelegt hatte, als die frühern Freunde, welche trotz aller schönen Redensarten und heißen Schwüre doch am Ende in die weite Welt gegangen waren. Sie erkannten sich als ächte Menschen und man weiß sich nicht zu erinnern, daß sie einen ernsthaften Zank miteinander gehabt hätten.

Viertes Capitel.

Wie die Germania fünf Söhne gebar und wie sie dieselben nannte.

Es hat unsern Nachforschungen nicht gelingen wollen, zu erfahren, welche Ansichten die Germania eigentlich von der Ehe hatte. Immerhin bleibt es aber sehr zweifelhaft, ob sie sich in dieser Beziehung auf dem christlich germanischen Standpunkte befand. Auch scheint es gewiß, daß sie trotz ihrer Studien mit dem byzantinischen Juristen, ihre Stimme nicht zu dem berliner Ehescheidungsgesetz gegeben hat, nach welchem jede Scheidung von leiblichen Gatten, welche sich vor dem Altar Treue geschworen haben, unzulässig ist. Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß sie schon mit den Ideen der Emancipation des weiblichen Geschlechtes vertraut war, und den Frauen gleiche

Rechte mit dem Manne zugestanden haben wollte. Die Geschichte des Costüms aus jener Zeit ist so unklar, daß man wirklich nicht weiß, ob damals die Weiber schon Hosen trugen, wie denn die Geschichte des Handels es ebenfalls im Dunkeln läßt, ob die Schönen schon Cigarren geraucht haben. Ohne Zweifel wurde die Germania durch ihre Sinnesart nicht zu diesen äußersten Spitzen getrieben, indem ein solches kühnes Verfahren ihren spätern Nachkommen, wie der Louise Aston, vorbehalten blieb. Dagegen scheint es offenbar, daß sie im Punkte der Ehe auch nicht zu engherzig dachte, sondern vielmehr zu den heidnischen Sitten neigte und sich in bequemer Weise den Liebhaber gefallen ließ, der sich gerade zumeist mit ihr beschäftigte.

Und so sehen wir sie denn auch mit einer reichen und anmuthigen Nachkommenschaft umgeben. Im Laufe der Zeiten, in welche sie mit den im vorigen Capitel beschriebenen fünf Freunden Umgang pflegte, gebar sie fünf Söhne, von denen die böse Welt sagte, sie seien den intimen Verhältnissen mit den genannten Männern entsprossen.

Es fällt uns keinesweges ein, die Wahrheit dieser Aussagen zu beschwören, aber eben so wenig

sind wir geneigt, sie in Abrede zu stellen, zumal da, wie wir später sehen werden, eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Kindern und jenen wahrscheinlichen Vätern nicht abzuläugnen ist. Immer mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Sage, wenn es nicht falch ist, daß man den Vogel an seinem Gefieder erkennt. Um indeß über diesen Punkt ins Reine zu gelangen, wollen wir es versuchen, die Kinder unsrer Heldin einer genauen Beschreibung zu unterwerfen und dann unsern Lesern die Sache zur Beurtheilung überlassen.

Der älteste Sohn kam zur Welt, als die Germania eben von ihrem gothischen Ritter verlassen worden war. Ob sie sich nun an diesem Freunde versehen hatte oder welche Umstände obwalteten, jedenfalls hatte er in seinem Aeußern eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem entflohenen Hauptmann, daß die Hebamme, welche sich doch auf solche Dinge zu verstehen pflegt, laut ausrief, „ihm gerade wie aus dem Gesichte geschnitten", ein Ausspruch, der von den Nachbarinnen vollkommen begriffen und weiter erzählt wurde. Seltsam war es dabei, daß das Kind mit einem Helm auf dem Kopf und mit Sporen an den Füßen auf die Welt kam, und daß er

gleich mit so mächtiger Stimme das Licht begrüßte, wie man sie wohl auf den Exercirplätzen, wo der Laut rrrr vorwiegend herrscht, zu hören pflegt, woraus man denn noch sicherer auf sein Herkommen schließen wollte. Wegen dieses ritterlichen Ansehens, das zugleich den künftigen Beruf des Jungen anzeigte, gab die Mutter ihm bei der Taufe den Namen Aristokratikus.

Auch mit dem zweiten Knaben hatte es eine so eigenthümliche Bewandtniß, daß die bösen Zungen der Umgegend sich nicht enthalten konnten, allerlei zweideutige Dinge darüber zu zischeln. Dieser wurde nämlich zu derselben Zeit geboren, als der Himmelsdragoner sich empfohlen hatte und war augenscheinlich demselben nicht ganz unähnlich, denn er hatte eigentlich gar keine Zeichen des Volksstammes, dem Germania angehörte. Von dem frischen Roth der Wangen und dem tiefen Blau der Augen, und überhaupt von dem offnen freundlichen Ausdruck, der sonst dem Deutschen so eigenthümlich ist, war nichts bei ihm zu finden. Sein Blick sah im Gegentheil dunkel aus schwarzen Augenbraunen, seine Nase war krumm gebogen, sein Mund scharf zugekniffen und seine Hautfarbe spielte ein wenig,

ins Gelbe. Dabei war sein Leib viel größer, als sein Kopf. Auch er kam mit seltsamen Kennzeichen auf die Welt, welche offenbar den Anschein trugen, als würde er sich künftig einem heiligen Stande widmen. An seinem Halse fand sich nämlich ein Bäffchen und ein Kreuz. Als er über die Taufe gehoben wurde, nannte man ihn Pietistikus.

Mit dem dritten Sohne verhielt es sich nicht viel besser, wie mit dem vorigen. Er erinnerte in seinem Ansehen durchaus an den verschwundenen byzantinischen Rechtsgelehrten. Sein Ausdruck ließ eine auffallende Verschmitztheit errathen, denn er schaute bei seiner Geburt mit seinen kleinen Augen außerordentlich pfiffig um sich und drehte dabei mit seiner kleinen Hand gleich an seiner Nase. Später wurde ihm dies sogar zur andern Natur und, da er bei der Attitude gewöhnlich den Leuten irgend einen Schabernack spielte, so gründete man nachher sogar einen Volksausdruck auf diese Gewohnheit, welchen man noch sehr häufig hört. Derselbe heißt: „Er dreht uns eine Nase," was soviel sagen will, als: „Er führt uns hinter das Licht, oder er macht uns ein X für ein U". Die Germania, welche schon von dem schlechten Rufe gehört hatte, welcher in

der Nachbarschaft herrschte, wollte diesen Gerüchten trotzen, und verheimlichte durchaus nicht, daß das Kind mit einem Corpus juris unter dem Arme auf die Welt gekommen war. Auch nannte sie es nach dem Büreau, auf welchem sie so oft mit dem Rechtsgelehrten zusammen gearbeitet hatte: Büreaukratikus.

Der vierte Sohn, der nach Abzug des jüdischen Hausirers das Licht erblickte, zeigte auffallende Aehnlichkeit mit dem Israeliten. Die weltberühmten Züge aus dem heiligen Lande waren an ihm nicht zu verkennen, weßhalb wir es denn auch unterlassen, dieselben näher zu beschreiben. Als er geboren wurde, zeigte es sich, daß er einen Geldbeutel in der Hand trug und da er schon in den ersten Tagen seine Augen nicht von den Schmucksachen der Mutter abwendete, und sogar einmal die Brust der Amme fahren ließ, um nach einer Banknote zu greifen, welche einem Bediente zum Wechseln gegeben war, so erhielt er zum Andenken an diesen höchst charakteristischen Augenblick den Namen Banknotikus.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über den fünften Sohn zu sagen. Derselbe glich dem alten Kutscher Johann auf ein Härchen. Er

hatte dieselben plumpen Formen im Gliederbau, dieselben ungeschlachten gutmüthigen Gesichtszüge, dieselben treuherzigen graublauen Augen, dieselbe glatte Nase und denselben dicken Mund, der unverkennbar dem letzten Vertrauten der Germania eigen war. Seine Gelenke waren sogar so unzierlich, daß die Aerzte fürchteten, das Kind leide an den doppelten Gliedern. Dem war aber nicht so, im Gegentheil, man konnte kein sprechenderes Bild der strotzenden Gesundheit sehen. Sehr verdächtig blieb der Umstand, daß der alte Roßbändiger bei bei Niederkunft das Zimmer seiner Herrin nicht verließ und als endlich das Kind unter großen Schmerzen an des Tages Licht kam und frisch und fröhlich um sich schlagend in der Schürze der assistirenden Kammerfrau lag, sich vor Rührung, Weinen und Schluchzen nicht zu fassen wußte. Hier fehlte denn auch zum ersten Mal das besondere Kennzeichen, das die frühern Kinder mit auf die Welt gebracht hatten. Da der Knabe überdies sehr stille und ruhig war und den Mägden sehr wenig zu schaffen machte, so gab man ihm den charakterlosen Namen M i ch e l.

Wir haben noch hinzuzufügen, daß die Kinder sammt und sonders unter dem Zunamen D e u t auf

der Bürgermeisterei in die Civilregister eingetragen wurden. Viele Menschen haben sich über diesen Umstand außerordentlich scandalisirt und daraus den Schluß gezogen, daß die Kinder außerehlich erzielt worden seien, weshalb man denn auch gar nicht berechtigt sei, dieselben als legitime Erben anzusehen. Wir enthalten uns jeder Untersuchung über diese delikate Frage und geben uns darein, daß die Knaben wirklich da waren, indem wir den großen Satz der Hegel'schen Philosophie hinzufügen: Was ist, das ist vernünftig. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Jungen vernünftig waren, weil sie da waren, so halten wir es doch für unvernünftig, zu sagen, sie wären nicht geboren worden. Diesen moralischen Fehler ihres Daseins mag die Germania auf sich nehmen. Nichts desto weniger müssen wir sie aber als gute Mutter rühmen, wie man denn überhaupt die Erfahrung gemacht hat, daß die ehlichen Kinder nicht deshalb, weil sie ehlich sind, am besten versorgt werden. Sie besorgte nämlich Tag und Nacht die Pflege der Knaben. Keine Stunde war ihr zu früh oder zu spät, wenn einer ihrer bedurfte. Sie gab ihnen zur Zeit zu trinken, überfütterte sie nicht mit säureerregenden Mehlpäppchen, gab ihnen

keine Lutschbeutel, und wenn sie krank waren, so hielt sie dieselben zu jeder Tageszeit auf dem Schooß oder trug sie schaukelnd auf den Armen umher, wobei sie dann nicht verfehlte, das alte beliebte Wiegenlied mit beruhigender Stimme zu singen: Schlaf, schlaf, Aristokratikus, oder schlaf, schlaf, Pietistikus, oder schlaf, schlaf, Bureaukratikus, oder schlaf, schlaf, Banknotikus, oder schlaf, schlaf Michelchen.

Fünftes Capitel.

Wie die Germania ihre Kinder erziehen ließ.

So kam denn allmählich die Zeit, wo die Knaben die Kinderschuhe auszogen und wo es galt, ihnen eine standesgemäße Erziehung zu geben. Zu diesem Zwecke erschien denn auch bald in der Germanischen Staatszeitung eine Annonce, welche den Titel trug: Ein Hauslehrer wird gesucht. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, so wurden auch hier die Eigenschaften erwähnt, welche dieser Pädagog besitzen sollte. Er durfte nicht zu jung, oder mit andern Worten, kein Springinsfeld, aber auch nicht zu alt oder kein verschlissener Stiefel sein. Ferner stellte man an ihn die Forderung, daß er in den lebenden und todten Sprachen, im Rechnen inclusive der Brüche, im Schönschreiben, in der

Geschichte und Geographie unterrichten könne. Endlich fand sich in dem Engagement die Bedingung, daß er verheirathet sei, also eine gute oder eine böse Frau habe. Aus dem letzten Punkt war es so ziemlich klar, daß niemand anders als die Frau Germania diese Anzeige in das Publikum geschickt habe, denn sie hatte im Leben genug Skandal über ihren Lebenswandel gehört und wollte sich keinen neuen Klatschereien aussetzen, indem sie einen Mann in ihrem Haus ein- und ausgehen ließ, der nicht schon ein anderes Ich oder, wie der lateinische Dichter sagt, eine süße Hälfte seines Lebens besitze.

Es stellte sich sofort in dem Palaste der Germania eine Menge Leute ein, welche sich rühmten die verlangten Eigenschaften und noch viele andere Tugenden zu besitzen. Dies war durchaus nicht zu verwundern, denn es gab schon in jenen Zeiten in Deutschland eine Menge Leute, welche gewissenhaft ihre acht Jahre auf dem Gymnasium zugebracht, drei Jahre die Collegien der Universität gehört und sich wohl gar den Doktortitel erworben hatten, der indeß auf einigen Akademien so wohlfeil ist, daß einst ein Engländer, nachdem er selbst promovirt worden war, denselben auch für sein Pferd

verlangte, worauf ihm indeß geantwortet wurde: Man mache wohl Esel zu Doctoren, aber keine Rosse. Aber wir stehen ja bei den Schulmeistern! Trotz dieser immensen Gelehrsamkeit nagten nämlich auch schon damals die armen Teufel am Hungerlappen. Merkwürdiger Weise wurden diese dürftigen Schelme, welche dazu bestimmt sind, das edelste und schönste, was der Mensch hat, nämlich seine Kinder in das Leben einzuführen, schlechter bezahlt als Kammerdiener, Haushofmeister, Stallmeister, Haarkräusler und sonstige Hanswürste. Indeß mag hier das Wort „Jedem nach seinem Verdienst" nicht unanwendbar sein. Statt daß die Herren Magister auch mitunter einmal auf den Boden stampfen (das geschieht nämlich nur vor ihren Zöglingen) und mit Begeisterung ausrufen:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,

denken sie immer:

Der Uebel größtes ist die Schuld;

und so lassen sie sich denn, obgleich sie oft arge Duckmäuser sind, wie die Hunde treten und wie Böcke an den Bärten zerren, wohlverstanden, wenn die Störefriede nicht untergebene Schulbuben sind.

Unter der großen Anzahl von Candidaten schien

der Germania zweifels ohne der **Dr. phil.** Pedantikus Brillengucker der rechte Mann. Derselbe konnte sich schon bestens empfehlen, weil er einen großen literarischen Ruf genoß und unter manchen angenommenen Namen als Schriftsteller aufgetreten war. So hatte er als Nikolaus Steifleder über den Umgang mit Menschen, als Fritz Sylbenstecher über die Partikelkrämerei in den alten Sprachen geschrieben und als Wolfditerich Schwenzel ein kritisches Morgenblatt herausgegeben. In dem ersten Werke waren tiefsinnige, psychologische Betrachtungen an den Tag gelegt, in dem zweiten erwies er sich als einen ängstlichen Mann der Alterthümer und in dem letzten bekundete er, daß er das Conversationslexikon mit Verstand gelesen batte, während er in den leitenden Principien darthat, daß er ein echter Deutscher sei, indem er gründliche Schimpfworte für Alles herausstieß, was aus Frankreich kam, weshalb er denn auch von seinen unvernünftigen Feinden Franzosenfresser genannt wurde. So war denn kein Zweifel vorhanden, daß er die vollkommenste Befähigung besaß, als Lehrer von dem, was er wußte und nicht wußte, aufzutreten.

Auch seine Gestalt und sein Wesen verriethen

den vollkommensten Schulmeister. Was ihn besonders empfahl, war: der Zopf, der hing ihm hinten, wohin er sich auch wandte. Die Perrücke war stets in der besten Ordnung und auf das Behutsamste gepudert; er trug, wie es sich von selbst versteht, obgleich er nicht kurzsichtig war, eine Brille, durch die er die Welt stets in einem anderen Lichte zu sehen pflegte; seine Kleidung war gewöhnlich schwarz, und die weiße Halsbinde stach blendend dagegen ab, so wie auch der Jabot, wenn er nicht zu sehr mit Schnupftabak belegt erschien. Ueber seinen moralischen Wandel brachte er die schönsten Zeugnisse bei, die um so glänzender ausgestellt waren, je lieber ihn die Herrschaften, bei welchen er früher der Erziehungskunst obgelegen hatte, los sein wollten, ein Umstand, der überhaupt nicht selten vorkommt, wenn das dienende Personal in einen anderen Dienst übergeht.

Allein damit war es der um ihre Kinder sehr besorgten Germania noch nicht genug. Sollte Pedantikus Brillengucker die moralische und gelehrte Führung übernehmen, so wurden doch noch andere Privatlehrer angenommen. Als Meister der Malerei wurde der berühmte Künstler und Porcellanmaler

Raphael Pinsel bestellt. In der Musik unterrichtete der ausgezeichnete Virtuose David Bänkelsänger, der auch eine Schule des Contrapunkts mit dem vielsagenden Titel: „Ich will euch was flöten!“ geschrieben hatte. Die Fechtkunst erlernten die Knaben bei dem berühmten regierkundigen Faustus Haudegen, der einst unter den sieben Schwaben in dem bekannten Hasenkriege gedient hatte. Die Turnkunst brachte ihnen der große Meister Arminius Kammfeind von Strubelbart bei. Exerciren lernten sie bei dem Peter Kamaschenpreuß, welcher auch einen Katechismus unter dem Namen „Der Tornister“ herausgegeben hat. Endlich wurden sie auch in der Tanzkunst unterrichtet durch einen Seiltänzer, der damals großes Renomée erlangt hatte und bei dem in späteren Zeiten die Fanny Elsler und Taglioni in die Schule gingen. Derselbe hieß Caspar Mückenfuß. Und so war für den Jugendunterricht auf das Beste gesorgt.

Sechstes Capitel.

Wie die Söhne der Germania sich beim Unterricht verhielten.

Pedantikus Brillengucker gab sich wirklich alle mögliche Mühe, seinen Zöglingen etwas ordentliches beizubringen. Gleich von vornherein machte er, wie es alle Schulmeister zu thun pflegen, einen sogenannten Stundenplan. Derselbe zeigte an, daß täglich sechs Stunden studirt werden sollte, mit Ausnahme der Mittwoch- und Samstag-Nachmittage, wo für die Knaben das höchst erfreuliche Wort vacat oder frei in dem großen Papier stand, welches das Lehrzimmer zierte. So viel wir in Erfahrung gebracht haben, war ihnen dieser leere Raum, der auf Lust und Spiel deutete, viel leerer, als alle die gewichtigen Stunden, in denen sie Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Geometrie, Algebra,

Geschichte, Geographie und sonst was lernen sollten. Außer seiner Mentorstimme, die ungefähr klang wie das eintönig rasselnde Geräusch einer Mühle und außer seinen vernichtenden Blick durch die Brille, der nach seinem Meinung ebenso allgegenwärtig war, wie das Auge Gottes, bediente sich unser edler Pädagog auch noch verschiedener Instrumente zum Unterricht. Dieselben bestanden in einer Ruthe, welche zuweilen auf die Hände der Knaben applicirt wurde, in einem Haselstocke, mit welchem ihnen das Kamisol zuweilen so durchklopft wurde, daß auch kein Stäubchen zurückblieb, und aus einem Ochsenziemer, welcher dazu diente, die unter den Kleidern befindlichen Theile dermaßen zu verarbeiten, daß sie schwarz und blau wurden. Der gute Pedantikus bekannte sich nämlich zu dem Princip, daß Hunde und Deutsche nicht ohne Prügel erzogen werden können.

Wer das Leben einer Schulstube kennt, der kann sich ungefähr an den Fingern abzählen, wie es bei dem Unterrichte zuging. Im Ganzen wurden viel mehr Allotrien, was auf deutsch dummes Zeug oder Schnacken heißt, getrieben, als ernsthafte Dinge. Alle Tage zeigten sich bei den Knaben die unverkennbarsten Zeichen der Langweile, die in Deutschlands

Gauen gar nicht selten ist, oder der Faulheit, die daselbst sogar sehr häufig gefunden wird. Wurde Religion getrieben, so sah man die Schüler außergewöhnlich oft gähnen, sollten die alten Classiker erklärt werden, so waren sie gewöhnlich heiser, um nicht zu interpretiren, war die Zeit, daß ein deutscher Aufsatz abgeliefert werden mußte, so hatte sich der eine oder andere in den Finger geschnitten und konnte deshalb nicht schreiben, ging es an die Geographie oder vaterländische Geschichte, die nach den Vorschriften der Regierung zugestutzt war und zwar gewöhnlich zum Ruhm der eignen und zum Schmach der fremden Völker, so wurden unter dem Tische anderweitige verbotene Bücher gelesen, kam aber gar die Mathematik auf's Tapet, so überkam die Jungen eine solche unwiderstehliche Lust zu schlafen, daß sie sich unter dem Tische durch Mühlen- und Damenspiele wach zu halten suchten. Uebrigens geschah es doch auch zuweilen an heißen Sommernachmittagen, daß sie wirklich in die weichen Arme des mohnbekränzten Gottes Morpheus fielen.

Die Zwischenstunden kamen alsdann sehr angenehm und dienten wesentlich zur Erholung der durch den Unterricht schlaff gewordenen Geisteskräfte. Die

Knaben suchten in ihnen durch allerlei neckische und launenhafte Streiche die in ein halbes Traumleben versunkenen Seelen wieder anzufrischen. War es Winter, so holten sie sich Schneeballen von der Straße herein, und warfen sie mit großer Geschicklichkeit grade über den Sitz des Magisters an die Decke des Zimmers, wobei sie denn in der folgenden Stunde große Freude erlebten, daß die Ofenwärme die Masse schmolz und in großen Tropfen auf den kahlen Schädel ihres vermeintlichen Quälers aber eigentlichen Wohlthäters ergoß, der nicht wußte, woher die Nässe kam, bis die Knaben ihn belehrten, in der obern Stube werde der Boden gescheuert. Kam der Frühling heran, so wurden ganze Schachteln mit Maikäfern gesucht und mit in die Schule gebracht. Seltsamer Weise trat dann immer das Unglück ein, daß sie sich während des Unterrichts öffneten und daß die Thiere alsdann das Zimmer in lauten Schaaren durchschwirrten. Pedantikus aber wurde glauben gemacht, sie seien Nachts durch das offene Fenster hineingeflogen. Der Sommer brachte wieder ein andres Vergnügen, indem er die Kirschen reif werden ließ, deren Kerne sich bald in übergroßer Anzahl auf dem Boden vorfanden und

merkwürdiger Weise fortwährend in der Stunde mit lautem Knall zerplatzten, was auf das Nervensystem des Meisters durchaus keinen günstigen Eindruck machte. Im Herbste endlich gab es allerlei faule Früchte, mit denen sich bekanntlich kleine Burschen die mannigfaltigsten Späße zu erlauben pflegen.

Wir können nicht übergehen, daß Pedantikus bei diesen ärgerlichen Anstößen immer sehr energische Maßregeln traf und nicht unterließ, strenge Untersuchungen solcher Ungezogenheiten zu veranstalten. Leider aber kam dabei immer erbärmlich wenig zum Vorschein. Deßhalb wurden die Knaben denn immer kühner und büßten ihre Lust nicht selten an dem armen geplagten Mann. Oftmal wenn er sich auf seinen gepolsterten Stuhl setzte, sprang er wieder auf als hätte ihn die Tarantel gestochen und es ergab sich, daß Nadeln in den Kissen steckten. Zuweilen hieß es: „Herr Professor, Sie haben sich auf dem Rücken beschmutzt.“ Zugleich sprangen die Schüler dienstfertig hinzu, als wollten sie ihn abstäuben und legten dann erst die gepulverte Kreide so dick auf seinen Rücken, daß die Magd beim Ausklopfen die größte Mühe hatte, sie wieder heraus zu bekommen. Mitunter kam er sogar nach Hause und seine Frau

fand an seinem Zopfe einen Zettel, worauf nicht die größten Schmeicheleien für ihn standen. So fand er auch wohl statt des Tabaks in seiner Dose, die er wohl stehen ließ, gemahlnen Kaffee oder schwarzen Sand und wunderte sich dann nicht wenig über die schlechte Fabrik seines Lieferanten. Einmal aber ging die Kühnheit der Burschen doch über alles. Er fand nämlich eines schönen Morgens, als er in die Schulstube trat und die Knaben versammelt fand, auf die Tafel die gräßlichen Lästerworte: Pedantikus ist ein Esel. Er that indeß, als hätte er es nicht gesehen, gab die Stunden, und als er aufstand, ergriff er die Kreide und veränderte das Wort Esel in Eselstreiber. So rächt sich ein geistreicher Mann, sagte ein späterer Geschichtsschreiber über diesen charakteristischen Zug.

Trotz all diesen Unfällen wurde der Magister indeß nicht müde, seine Pflicht zu erfüllen. Dabei war seine Gründlichkeit fast schrecklich. Im Latein traktirte er die unregelmäßigen Verba, welche sich, wie Heine sagt, von den regelmäßigen dadurch unterscheiden, daß man noch mehr Prügel bei ihnen bekommt, wie bei den regelmäßigen, ein halbes Jahr. Die richtige Erfindung, die er gemacht zu haben

angab, daß das lateinische Quominus so viel sagen wollte, als das deutsche „weil es nun einmal nicht anders ist," besprach er in fünf Stunden, über das griechische Wörtchen ἄν brachte ein ganzes langes Jahr zu. Den pythagoräischen Lehrsatz gab er mit sieben Beweisen. Im Schönschreiben durfte nie der Punkt über dem i fehlen. Kurz er machte seinem Namen in jeder Beziehung Ehre. Gar zu gerne hätte er es dabei erreicht, daß die Knaben, wie sie dieselben Kleider und Schuhe trugen, auch dieselben Eigenschaften bekommen hätten, denn er liebte körperliche und geistige Uniformirung. Aber bekanntlich läßt die Natur sich keinen Zwang anthun. Wenn man auch ein Entenei unter eine Henne legt, so bekommt das Junge doch Schwimmhäute zwischen die Zehen und geht ins Wasser. Art läßt nicht von Art.

Siebentes Capitel.

Wie die Söhne der Germania sich weiter entwickelten.

Indem wir eine genauere Beschreibung des Naturells beabsichtigen, hätten wir die beste Gelegenheit, unsere psychologischen Kenntnisse an den Tag zu legen, und könnten eine vortreffliche Abhandlung über den Einfluß der Eltern und ihrer geistigen Eigenschaften auf die Kinder in unsere Erzählung einfließen lassen. So groß aber unsere Gelehrsamkeit auch in dieser Beziehung sein mag, so wollen wir doch dieser Versuchung diesmal widerstehen, weil wir einestheils fürchten müßten, uns durch so gründliche Besprechungen philosophischer Gegenstände eine zu große Menge wißbegieriger Fragen an den Hals zu hängen, anderntheils aber weil wir fürchten müßten, unsere ohne Zweifel

höchst interessante Erzählung zu unterbrechen und damit bei unsern Lesern eine Spannung zu erregen, die am Ende mit Abspannung endigen möchte. Wir haben nämlich schon zu öfteren Malen die Erfahrung gemacht, daß andächtige Matronen und lebhafte Mädchen die Betrachtungen in den Romanen, welche sie gerade lasen, übersprangen und sich an die Begebenheiten hielten. Deshalb knüpfen wir denn den Faden auch gleich wieder an und beginnen mit der Schilderung unserer jungen Helden aus der Familie Deut.

Aristokratikus konnte man wirklich einen hübschen Jungen nennen. Er war stark und schön gewachsen, hatte angenehme Züge, trug sich zierlich und anständig und dabei konnte man nicht läugnen, daß er wirklich ein Herz hatte, welches der besten Regungen fähig war. Aber er hatte auch wieder seine großen Eigenheiten. Besonders auffallend war ein ganz ungebändigter eigensinniger Stolz, den er schon früh gegen seine Altersgenossen zu zeigen anfing. Es war ihm nicht leicht einer gut genug, um die Jugendspiele mit ihm zu treiben. Kinder von armen Eltern, welche in Lumpen einhergehen mußten, waren ihm besonders zuwider. Auch bei

seinen Vergnügungen hatte er eine ganz besondere Auswahl, indem er am liebsten Soldat spielte und dabei auf dem Rücken seiner Kameraden herumritt, während er mit seinem Kindersäbel ganz unbarmherzig auf sie losschlug. Man weiß aus der Erfahrung, daß die Kinder gewöhnlich große Freunde von Thieren sind, und daß sie in Beziehung auf dieselben wenig Unterschied mit dieser Zuneigung machen. Bei unserm Helden war dies nicht der Fall, denn er war vor allen Dingen ein Liebhaber von Pferden und Hunden, während er sich aus andern Hausbestien nichts machte. Auch für die räuberischen reißenden Thiere hatte er eine besondere Vorliebe, wahrscheinlich, weil er in der Naturgeschichte gehört hatte, daß man den Löwen den König des Thierreichs nannte. Damit mochte denn auch wohl seine große Neigung für die Jagd zusammenhängen, welche er öfters in seinen Spielen nachahmte. Seine Mutter pflegte ihn bei dieser Gelegenheit den Junker zu nennen, und oftmals rief sie aus: der Bube hat noble Passionen!

Eine ganz verschiedene Natur legte Pietistikus an den Tag. Von ihm hörte man nie, daß er lärmte und tobte, wie die andern Gespielen. Er

schlich stets still umher, und zwar am liebsten geheim. Sein häufigster Zufluchtsort war der weite Speicher der Burg, auf welchen er sich ein Altärchen gebaut hatte und wo er in einer verborgenen Ecke einen ganzen Kirchenapparat verwahrte. Da fanden sich Leuchter mit kleinen Wachsstümpfchen, eine Kirchenmonstranz, ein Kelch, Meßgewänder, eine Klingel und was sonst noch zu Andachtsübungen gehört. Ein altes Faß war sogar zu einer Art Kanzel eingerichtet. Wenn man ihn sonst vergebens gesucht hatte, so konnte man sicher darauf rechnen, ihn bei diesen Gegenständen zu finden, indem er dort gewöhnlich seine Freistunden zubrachte und in kindlicher Nachahmung Gottesdienst hielt, predigte und Processionen leitete, wobei er murmelte und Lieder sang. Ja, er ging sogar so weit, daß er den alten Jagdhund seiner Mutter Beichte hörte. Was war unter solchen Verhältnissen natürlicher, als daß die Leute der Nachbarschaft ihn das Pastörchen nannten. Nichtsdestoweniger war er bei seinen Genossen nicht sehr beliebt, denn er konnte keinen recht offen ansehen und versetzte ihnen auch oft heimtückischer Weise allerlei Streiche, die ihnen durchaus nicht willkommen waren.

Noch in einer andern Art entwickelten sich die Eigenschaften des Bureaukratikus. Im Ganzen schien er vor allen Uebrigen geneigt, sich den Wissenschaften zu ergeben und er lernte auch in der That nicht ohne eine gewisse Leichtigkeit. Namentlich war er in der Geschichte nicht unbewandert, und zwar wie es schien aus dem Grunde, weil er sich als ein großer Freund von Streitigkeiten, Zänkereien und Skandälen zeigte, welche bekanntlich in den Jahrbüchern der Völker in einer ununterbrochenen Reihe angetroffen werden. Und mit diesen Kenntnissen war er denn auch überall außerordentlich vorlaut. Er unterließ es nie im Kreise seiner Gespielen, seine geistige Ueberlegenheit oft in einer sehr widerwärtigen Manier geltend zu machen. Er hofmeisterte fortwährend an seinen Kameraden hierein und war sehr häufig sogar so boshaft, sie zu allerlei Zwistigkeiten unter einander aufzuregen und nachher den Schiedsrichter abzugeben, was ihm zwar zuweilen gelang, häufiger aber eine gehörige Tracht Prügel zuzog. Auch war er vor allen andern dazu geneigt, wenn er thörichte Verwicklungen angerichtet hatte, den Angeber zu spielen und sich auf eine nichtswürdige Weise zu freuen, wenn die andern Buben

sich die eine oder andere Strafe zugezogen. Daß er auf diese Weise wenig beliebt war, brauchen wir kaum hinzuzufügen.

Einen noch unangenehmeren Charakter zeigte Banknotikus. Er war von einer unverwüstlichen Regsamkeit und Lebendigkeit, die aber durchaus nicht dazu gemacht war, ihn liebenswürdig erscheinen zu lassen. Ueberall lauschte er hin, überall hatte er etwas zu thun, überall suchte er etwas zu erlangen. Gab man ihm einen Apfel, so wollte er gleich den zweiten haben. Seine Begierde jedes und alles zu besitzen war unersättlich. So raffte er denn auch mancherlei nutzloses Zeug zusammen, verwahrte es an geheimen Orten und spielte gelegentlich den Handelsmann. Konnte er irgend eine Waffe oder ein Thier bekommen, so nahm er es und wußte es dem Aristokratikus gegen eine bessere Sache zu verhandeln. Wenn die Nätherin seiner Mutter ein neues Kleid machte, so hob er jeden abgefallenen Lappen auf, um ihn später dem Pietistikus für seine Kirchensachen anzuschmieren. Fand er irgend ein altes Buch oder ein leeres Blatt Papier, so eignete er sich dasselbe an und verkaufte es bei Gelegenheit an den Bureaukratikus. Die schlechtesten Dinge

wußte er immer dem armen Michel aufzubinden. Es war deshalb auch kein Wunder, daß er bei seinen Gespielen den Namen Mauschel davontrug.

Was aber haben wir über Michel, den jüngsten Sohn des Hauses, zu sagen! Es sind nur wenige Worte. Er war ganz und gar ein Kind und er war es in jeder Beziehung. Jede Freude und jeder Schmerz fand bei ihm ein offnes und unverdorbenes Herz. Er weinte mit den Traurigen und jubelte mit den Fröhlichen. Seine Liebe war leicht, sein Haß schwer zu erregen. Zum Zorn reizte ihn nur die Ungerechtigkeit, sein Gemüth war grad, seine Sprache offen. Die Lüge kannte er nicht, es sei denn, daß sie ihm zugeflüstert worden war, denn er war leichtgläubig, wie alle gute Menschen. Ohne die geringsten Ansprüche zu machen, war er für die kleinste Gabe im höchsten Grade dankbar. Hatte er selbst etwas, so theilte er es mit dem freudigsten Herzen. Konnte er irgendwo beistehen, so war er auf der Stelle bei der Hand. Obgleich er alle diese trefflichen Eigenschaften besaß, so wollten sie ihm die Leute doch nicht recht anerkennen, denn sie sagten: „Was will das Alles sagen? Er kommt doch auf keinen grünen Zweig, denn er denkt zu wenig an

sich selbst. Die Selbstliebe ist gescheidter, als die Nächstenliebe. Er weiß aber nur andern zu helfen, sich selbst weiß er nicht zu rathen. Seine Brüder werden es einmal weiter in der Welt bringen.“ Der Lauf unserer Erzählung wird später beweisen, ob die Leute Recht oder Unrecht hatten.

Achtes Capitel.

Wie die Söhne der Frau Germania Liebe verspürten.

Es giebt eine Zeit, wo junge Bursche aussehen wie junge Jagdhunde, und welche man die Flegels- oder in einigen Gegenden die Lümmelsjahre nennt. Der Körper ist alsdann in einer sonderbaren Beschaffenheit. Die Grazie, welche die Kinderzeit oft so wunderbar schmückt, geht verloren, die runden Formen werden eckig, die Glieder strecken sich auf eine unerklärliche Weise und die Bewegungen werden unförmlich und unbeholfen. Auch der Geist erfährt eine ähnliche Aenderung. Es ist als ob die Knaben eine Ahnung der beginnenden Selbstständigkeit gewännen. Die frühere Blödigkeit geht in ein keckeres Wesen über, die Scheu wird sogar mit einer vorlauten Frechheit vertauscht, die beginnenden Männer werden mitunter rappelköpfisch und entziehen sich

den Regeln des Hauses und den Anordnungen des Lebens. Mit einem Wort, es ist die Periode, wo die Knaben zu Jünglingen werden. In dieser Umwandlung aus dem vegetativen Leben des Kindes zum aktiven Leben des Mannes liegt aber auch glücklicher Weise die Vorbedeutung, daß diese Zeit einer bessern Platz macht.

Die Söhne der Germania kamen auch an den Tagen einer solchen Metamorphose nicht vorbei. Als sie mehr und mehr heranwuchsen, machte sich auch bei ihnen die unerbittliche Macht der natürlichen Entwickelung geltend. Ihr wildes und täppisches Wesen änderte sich auf einmal, sie wurden still, ihre Häupter waren voll von Gedanken, sie konnten des Nachts nicht gut schlafen, sie gingen im Mondschein spazieren und lauschten auf das Lied der Nachtigall, am Tage lustwandelten sie durch die Gärten und Wiesen und pflückten der Germania ihre schönsten doppelten Rosen, Vergißmeinnicht, Klatschrosen und Jelängerjelieber ab, so daß der Gärtner sich beklagte und den Dienst auffagen wollte. Bei Tisch hatten sie keinen ordentlichen Appetit nnd wurden ordentlich schmächtig und mager. Dabei wollte es mit dem Lernen nicht mehr recht fortschreiten. Das

Latein und Griechische ging an einem Ohre hinein und am andern heraus, nur das Verbum amo und seine unendlich vielen Wendungen wurden noch cultivirt. Aus der Mythologie interessirten sie nur noch die lieblichen Affairen, worin der Gott Amor mit Bogen und Pfeil die Hauptrolle spielt. Die Geschichte kümmerte sie nur noch wegen der eigenthümlichen Abenteuer des Aeneas und der Dido, des Antonius und der Kleopatra, Karls des Großen und der Fastrade, Simson und der Delila, und besonders der Frau von Pompadour. Mit der Arithmetik und Geometrie wollten sie gar nichts mehr zu thun haben, weil man darin aus grade nicht krumm machen kann. Das Einzige, was sie noch mit Lust trieben, war die Musik. Der Eine schlug die Guitarre, welche man damals noch Wimmerholz nannte, der Andere sagte: „mein Bruder spielt die Flöte", der Dritte legte sich sogar auf das Posthorn, der Vierte übte sich auf der Schalmei uud der Fünfte drehte den Leierkasten und sang dazu: „Mich fliehen alle Freuden!" „Wenn ich ein Vöglein wär," „Freudvoll und Leidvoll," „Gedanken sind frei", oder auch: „das Lieben, ach das Lieben, hat mich so weit gebracht."

Der Frau Germania, deren Haus und Gärten nun von lauter Quiriliren und Musiciren erschallten, wurde das Ding auch zu toll. Abgesehen davon, daß die Ruhe des Tages und der Frieden der Nacht ihren Palast flohen, kamen ihr diese Erscheinungen auch bedenklich vor, weil der geheime Hofpädagog ihr in einer Conferenz unter vier Augen zu verstehen gab: er sehe kein Ende von diesem verrückten Treiben. Man schritt deshalb zu allerlei psychologischen Experimenten und versuchte den Knaben allen Ernstes im Guten und Bösen beizukommen. Sogar der Hofkaplan wurde zu Rathe gezogen, welcher indeß, da die Söhne sich sogar weigerten, Beichte abzulegen, ein gar bedenkliches Gesicht machte und die Erscheinungen durch Hexerei zu erklären suchte. In Folge dieser Entdeckung ging man sogar zu den äußersten Mitteln und versuchte unter Ablesung lateinischer Gebete und Verrichtung unheimlicher Ceremonien eine Teufelsaustreibung. Zum größten Entsetzen aller Gläubigen blieben indeß diese Versuche fruchtlos.

Was war also noch zu thun? In ihrer Angst und Noth schickte die besorgte Mutter zum Leibmedicus, dem gelehrten Quacksalber und Sanitäts-

rath Dr. Paracelsus Bombastus Dulcamare, um ihm ihr Leid über die tollgewordenen Söhne zu klagen. Derselbe trat auch bald nach empfangener Botschaft in die Gemächer. Er war ein überaus geschickter und scharfsinniger Mann und berühmt im ganzen Lande wegen seiner großen Geschicklichkeit, den Bandwurm zu vertreiben. Als die Burschen vor ihm erschienen, setzte er seine Brille auf, legte den großen Doctorstock mit dem elfenbeinernen Knopf mit unnachahmlicher Wichtigkeit an die Nase und begann sein höchst interessantes Examinatorium, indem er sich die Geschichte des Zahnens, der verschiedenen Schnupfenanfälle, der Wurmperiode, worauf er viel Werth legte, denn er zog am liebsten Würmer aus der Nase, der Rötheln, der Kuhpocken u. dergl. m. bei jedem Einzelnen erzählen ließ. Merkwürdiger Weise fand er in den gegenwärtigen Erscheinungen des Körpers indeß gar keine Krankheitssymptome. Der Puls war regelmäßig, die Zunge war normal und der Athem zeigte keine Abnormitäten. Er stellte daher die geistreiche Diagnose: Nervenleiden. Bei seinem ersten Besuche und acht fernere Tage war es Nervenleiden aus Ueberreizung. Deshalb gab er beschwichtigende Mittel und kühlte den Or-

ganismns durch Hallersches Sauer. Als er fand, daß er geirrt habe, war die Krankheit Nervenleiden mit verminderter Reizbarkeit, und er gab nun acht Tage lang Hoffmannstropfen und Baldrian. Als auch dieses nicht half, variirte er mit den Mitteln und verordnete zuletzt Teufelsdreck. Aber leider alles vergebens. Die Sache blieb beim Alten.

Der confuse Mann wußte zuletzt nicht mehr, woran er war, und suchte sein alterndes Gedächtniß durch Lesung der besten Autoren aufzufrischen, denn man munkelte schon davon, die Germania würde einen Professor von der Universität Dülken kommen lassen, was dem guten Bombastus sehr unangenehm wäre, zumal da das Haus der Dame zu seinen besten Kunden gehörte. Als er nun einmal in später Mitternacht ein Büchlein gelesen hatte, das den Titel: „die galanten Krankheiten" trug und bei Basse in Quedlinburg erschienen war, rief er aus: „Gefunden!" Seine Haushälterin mußte noch eine Flasche Burgunder aus dem Keller holen, die er in raschen Zügen leerte und alsdann selig zu Bette stieg.

Am andern Morgen war sein erster Besuch der Germania gewidmet. Er blies sich diesmal auf wie ein Frosch und hielt sich steif, als hätte er einen

Ladstock verschluckt, machte die gewöhnlichen Manöver mit Brille und Stock und nahm überdies eine Prise trefflichen Makubas. Dabei wurde wieder kein Puls gefühlt, keine Zunge, kein Hörrohr an die Brust gesetzt. Er sah aus wie die Pythia auf dem Dreifuß und sprach: die Krankheit ist nunmehr erkannt und heilbar.

Sie bekommen den Geheimrathstitel und den Kuckuksorden, wenn Sie helfen! schrie Germania, von neuer Hoffnung beseelt.

Eurer Majestät Söhne geruhen Liebe zu verspüren, fuhr der Quacksalber in demselben gelehrten Tone fort. Und es gibt nur ein Mittel, sie wieder zu vernünftigen Menschen zu machen.

Und das wäre? fragte die überraschte Mutter, der ein Stein vom Herzen und die Schuppen von den Augen fielen.

Sie müssen heirathen, antwortete der Doctor, nahm seinen Hut und sagte: er habe heute noch hundert Visiten zu machen und schob in seinem niedern Doktorwagen mit den bekannten zwei Schimmeln in die Stadt, während ihm die größten Gedanken über seinen Beruf, die Welt zu curiren und ihr den Staar zu stechen, durch sein erhabenes Haupt gingen.

Was war nun eiliger zu thun, als die Burschen mündig zu erklären und in die weite Welt zu schicken, damit sie sich Weiber suchten? Bei den Vorbereitungen fehlte es nicht an guten Ermahnungen und gelegentlichen Thränen. Die gute Germania rüstete unter Seufzen die Sachen zur Abreise. Der alte Pedantikus vergaß vor lauter Trauer sogar einigemal die Perrücke zu pudern und den Zopf gehörig zu binden, die Bedienten gingen mit bangen Gesichtern umher und die Mägde sah man hin und wider mit rothgeweinten Augen. Selbst den Jungen wurde es mitunter ganz weich ums Herz. Aber sie fanden doch wieder mannigfachen Trost, indem sie die Zurüstungen zu ihrer Fahrt betrachteten. Die Koffer standen nämlich mit hübschen Ueberröcken nach dem neuesten Schnitt, mit göttlichen Hosen, mit glänzenden Hemden und mit lakirten Stiefeln versehen; auch an weißen wollenen Socken fehlte es nicht, damit sie auf den Strümpfen blieben, und was sich noch lieblicher anhört, die Beutel waren mit unbeschnittenen Friedrichsd'oren gespickt, daß sie lustig klangen. Beim Abschied sagte die tiefgerührte Mutter: Ueber ein Jahr erwarte ich euch mit euren Weibern zurück.

Neuntes Capitel.

Wie die Söhne der Germania sich Weiber suchten und in die Ehe traten und wie es ihnen darin erging.

So gingen sie denn in die weite, weite Welt, nachdem sie sich vorher noch mit den nöthigen Notizen über die zu bereisenden Gegenden und mit hübschen Empfehlungsbriefen versehen hatten. Aristokratikus hatte hierbei vorzüglich auf das Krautjunkerland, Pietistikus auf die Muckergegenden, Bureaukratikus auf die gelehrten Rümpelkammerstädte, Banknotikus auf die Goldküste Rücksicht genommen, wogegen Michel zwecklos in die Weite schlenderte und mit seinem Tornister auf dem Rücken zu Fuß ging, während seine Brüder mit und ohne Bedienten ritten und fuhren.

Aber sie kamen alle ans Ziel, denn wer sucht, der findet. Die ausgesetzte Frist verging, und nach Jahr und Tag zur bestimmten Stunde waren sie wieder daheim mit den schönsten und lieblichsten Frauen, welche man nur sehen konnte, denn von Neuvermählten soll wenigstens der Dichter die angenehmsten und liebreichsten Dinge sagen, zumal es die andern Leute gewöhnlich nicht thun, indem sie meistens aus der ganzen Geschichte eines Menschen die miserabelsten Dinge zusammenlesen und zu einem Bilde fügen, das mit der Wahrheit durchaus nicht übereinstimmt und selten sehr schmeichelhaft ist.

Wer aber war mehr entzückt und erfreut als die edle Mutter? Sie weinte wie alle beginnenden Schwiegermütter die zärtlichsten Thränen und ließ sich alsbald ihre neuerworbenen Töchter vorführen.

Aristokratikus trat zuerst vor und sprach: meine Frau heißt Adelgunde, Freiin von Hochhinaus, sie ist einem alten Geschlecht entsprossen, das wahrscheinlich schon zur Zeit, als Adam und Eva im Paradiese lebten, sein Dasein hatte, indem ein Apfel und ein Feigenblatt in seinem uralten Wappen auf das deutlichste jene Zeit ahnen lassen und die Heraldiker sogar aus einem leeren Felde in den Schil-

dern auf das Chaos hindeuten wollen. Die Familie pflegt noch heutiges Tages die Nase in den Wolken zu tragen und dabei über die irdischen Dinge zu stolpern.

Darauf erschien Pietistikus mit seiner Neuvermählten und nannte sie Magdalena Mucker, die Tochter eines Königsbergers und einer Wupperthälerin, also in einer heiligen Gegend geboren, wo es mehr Krummmacher als Gradmacher giebt, wo die Menschen die Augen verdrehn, wenn sie beten, und wo sie blöcken, wenn sie gerührt sind.

Der Dritte war Bureaukratikus. Er führte seine Frau als eine geborene Justinian aus dem Hause Code, oder nach einer andern Lesart Koth, ein und pries ihre Väter als Verdreher des Rechts und Verwalter der Staatseinkünfte ohne Gehalt.

Am vergnügtesten sah Banknotikus aus, denn er hatte eine überaus gute Heirath gethan. Seine Frau hieß nämlich Dukatche Rothschild und war die Verwandtin eines reichen Mannes aus dem Orient, dem man wegen seiner Schätze den Spitznamen eines Königs der Juden oder eines Juden der Könige gegeben hatte.

Das schlichteste Paar war Michel und sein

Weib. Trug sie auch nur ein einfaches Kleid von rosenfarbenem Kattun und eine weiße leinene Schürze und hatte sie auch etwas grobe durch die Arbeit verdorbene Hände, so sah sie doch äußerst lieblich und zufrieden aus. Sie hieß Anne Marie Thorheit, genannt Weisheit, und war, wie es hieß, die Tochter eines Mannes, genannt Recht, und einer Frau, genannt Wahrheit, deren Familie aber in der letzten Zeit etwas herunter gekommen war, weshalb sie denn auch über keine schönen Kleider zu gebieten hatte.

Nach dieser Vorstellung reihte sich nun Fest an Fest und die Flitterwochen vergingen ganz außerordentlich angenehm. Das Küssen, Händedrücken, Flüstern und Lieben dauerte wohl anderthalb bis zwei Monate.

Ach wenn sie ewig grüne bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Aber das hatte seine guten Wege. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Die erste Begeisterung, welche einst mit tausendfarbigen Flügeln zwischen Himmel und Erde hingeschwebt war, fing an matt zu werden und hinkte zuletzt wie ein angeschossener Kranich über die Erde. Die Männer waren im Hause fast

gar nicht mehr zu sehen. Tags liefen sie ihren Geschäften nach und Abends saßen sie im Wirthshaus. Sogar Mittags kamen sie nicht selten, wenn die Suppe schon kalt oder angebrannt und wenn die schönsten süßen Schüsseln, mit deren Bereitung sich die jungen Frauen oft den ganzen Morgen abgearbeitet hatten, verdorben und zusammengefallen waren. Was war natürlicher, als daß darüber lauter Streitigkeiten ausbrachen. Die Weiber saßen zu Hause und wenn sie zu lange gewartet hatten, schmollten und grollten sie oder brachen auch wohl in Thränen aus, während die Männer, obgleich sie nicht selten schon Austern und Champagner verzehrt hatten, ihrerseits tobten, daß das Essen nicht besser sei und daß im Hause alles drunter und drüber gehe. Die Verstimmungen steigerten sich immer mehr und während die Frauen von Tag zu Tag empfindsamer erschienen und sogar von Zeit zu Zeit an Nervenzufällen litten, wurden die Gatten so roh und wild, daß gar kein Auskommen mit ihnen war.

Zu dieser Zeit begab es sich, daß die Frau Germania einmal einen großen Kaffee veranstaltete. Es war so eine Gesellschaft, die man heut zu Tage Klatschvisite nennt. Neben vielen Personen aus

der besten Klasse hohen und höchsten Ranges waren auch die geliebten Schwiegertöchter eingeladen. Für die Einrichtung der Säle und Zimmer war auf das Beste gesorgt und an der Naturalverpflegung wurde nichts gespart. In dem Kaffee waren keine Cichorien, das Brod kam aus dem Oberland, die Baisentörtchen waren bei Josty geholt, der Lebkuchen erschien aus Holland, die Wurst sollte von Braunschweig, der Mazypan von Königsberg und die Leberpastete aus Straßburg kommen. Man sprach von den Mägden, von der großen Wäsche, von der Art, wie man die besten Buchweizenpfannenkuchen macht und von den neusten Pariser Moden. Dann wurde ausgemacht, daß die Frau Schmidt ihrem Mann nicht treu sei, daß die Frau Müller sich in größerm Putz zeige, als ihre Umstände es erlaubten, und daß die Braut, Fräulein Meyer, aus gewissen Umständen früher heirathen müsse. Aber so interessant all diese Gegenstände sind, so waren sie doch diesmal nicht im Stande, eine heitere Laune hervorzurufen. Endlich sagte die ehrwürdige Frau Germania in ihrer treuherzigen Weise: Nun, ihr Kinderchen, was habt Ihr auf dem Herzen, daß Ihr gar nicht fröhlich werden könnt? Da fingen die Schwiegertöchter an

zu weinen und zu heulen und klagten tiefbewegt ihr Leid.

Adelgunde von Hochhinaus nahm das Wort und sprach: Euer Sohn, mein Aristokratikus, ist ein Tyrann. Ich muß ihm seine Pferde putzen und seinen Stall reinigen; ich muß ihm die Hunde füttern und die Jagdgewehre säubern; ich muß ihm die Wappen in den Stammbaum flicken. So gar die Küche soll ich ihm mit meinen weißen zartgepflegten Händen versorgen. Und da bringt er zuweilen sogar das seltsamste Wild. Gestern schickte er noch einen geschundenen Bauer, den ich ihm mit Essig und Oel zu Salat bereiten sollte.

Darauf sprach Magdalena Mucker: Euer Sohn, mein Pietistikus, ist ein Tyrann. Ich muß ihm Tag und Nacht die Reden überhören, mit denen er den Leuten die Hölle heiß macht; ich muß ihm die Räucherfässer putzen und die Wachskerzen gießen; ich muß ihm die Chorhemden und Bäffchen waschen; ich muß ihm sogar die Schaafspelze nähen, die er für die Wölfe gebraucht, welche er als wüthende Thiere in die Welt schickt.

Justiane Code oder Koth fuhr fort: Euer Sohn, mein Büreaukratikus, ist ein Tyrann, denn er zwingt

mich den ganzen Tag an den Schreibtisch, damit ich seine unleserlichen Akten copire, in denen oft eben so viel Recht wie Unrecht enthalten ist. Ach Gott, ich bin aus der ehrenwerthen Familie Code und wie oft muß ich meine reine Hände mit Koth besudeln!

Auch Dukatchen Rothschild war sehr betrübt und sprach: Euer Sohn, mein Banknotikus, ist ein Tyrann, denn ich muß von Morgen früh bis Abends spät hinter dem Laden stehn und Seife und Thran und Kaffee und Gewürz verkaufen; ich muß ihm die Zuckerdüten mit Kleister zusammenpappen. Dabei läßt er mich alle Goldstücke abwiegen, ob sie auch vollwichtig sind und wenn sie es sind, so muß ich sie beschneiden, damit sie leichte Louis'dore geben.

Am wenigsten klagte noch Anna Maria Thorheit, aber es wollte ihr auch schlecht behagen, daß ihr Michel zu viel in den Schoppenhäusern und in den Bierhallen liege, dort singe, trinke und politisire und gelegentlich eine Prügelei beginne, weshalb er denn nicht selten mit allen Regenbogenfarben auf dem Rücken bezeichnet nach Hause komme. Was seine Aufführung bei ihr angehe, so erklärte sie sich damit ganz zufrieden.

Als sie geendet hatten, wurde die Germania sehr aufgebracht und sagte: das muß anders werden mit den verfluchten Schlingeln! Ist es eine Art, so die Zartheit und Achtung vor dem weiblichen Geschlechte aus den Augen zu setzen? Man sollte glauben, daß solche Dinge kaum bei den Hottentotten und Feuerländern möglich wäre, viel weniger in einem so civilisirten Lande wie Deutschland. Kurz und gut! Ihr sollt von mir hören.

Unterdessen war es neun Uhr geworden und die Mägde warteten schon alle in der Küche, um die unglücklichen Frauen nach Hause zu holen, wohin sie in der Erinnerung an die mannigfachen traurigen Erlebnisse der Scenen der letzten Zeit nur ungern zurückkehrten. Die Mäntel, Anzüge und Ueberschuhe wurden nach und nach herbeigebracht und während sie sich alle bekleideten, gab man sich noch gegenseitig die Versicherung, daß alles vortrefflich und die Unterhaltung sehr belebt gewesen sei und daß man auf das herzlichste für den vergnügten Abend danke. Das Lachen, Plaudern und Schäckern hielt bis auf die Treppe des Hauses an und tönte noch laut in die Straßen, die Dienstboten gingen nun mit den Laternen voraus und leuchteten vorsichtig an den Gossen, denn

Gasbeleuchtung gab es damals noch nicht und die Straßenbeleuchtung wurde, obgleich es stichedunkel war, gespart, weil Mondschein im Kalender stand. Wir aber lassen die jungen Gattinnen in ziemlich getröstetem Zustande nach Hause gehen.

Zehntes Capitel.

Wie der Pantoffel erfunden wurde und welche Wirkungen er ausübte.

Kaum waren sie weg, so ließ die Frau Germania ihre alte Haus- und Hofhexe kommen und machte diese mit den Dingen bekannt, welche sie eben gehört hatte. Dieselbe hieß Pantoffeline und war ein bitterböses altes Weib aus dem Geschlechte der Meerkatzen. Dabei sah sie aus wie eine ägyptische Mumie, mit denen sie auch in genauer Verwandtschaft gestanden haben soll. Sie hörte die Angelegenheit mit großem Vergnügen, denn sie glich in dieser Beziehung allen alten Jungfern, die sich außerordentlich freuen, wenn sie irgendwo Streit stochern können. Indem sie sich dafür äußerte, daß es für jedes Gift ein Gegengift gebe, verließ sie,

ohne sich auf weitere Erörterung einzulassen, das Zimmer und kroch den Söller hinauf, wo sie aus einer düstern Ecke, welche als allgemeine Rumpelkammer diente, einen alten Schuh hervorzog. Alsbald erschien sie wieder vor der Herrin, die nicht wenig erstaunt war, sie mit dieser abgenutzten frühern Fußbedeckung vor sie treten zu sehen.

Was ist das? fragte die Germania betreten.

Das ist ein Instrument zur Heilung Eurer Söhne, antwortete Pantoffeline.

Und nun setzte sie ihr auseinander, woraus der Schuh verfertigt war. Die Sohlen bestanden aus der gegerbten Haut der Xantippe, der christlichen Ehefrau des weisen Sokrates, die nicht müde wurde, ihren armen Mann zu placken und zu schinden; das sogenannte Oberleder bildete die Zunge der Frau Albrecht Dürer, mit welcher sie den edeln Maler täglich ärgerte und hetzte; die Nägel waren von den Händen der Kaiserin Katharina, mit welchen sie ihren Liebhabern, sobald sie dieselben müde war, die Augen auskratzte, und die Näthe waren mit den Haaren gearbeitet, welche Delila, die Verrätherin des Simson, auf den Zähnen hatte. Aber es lag auch etwas Sammt darin, der vor Zeiten gewirkt

wurde aus der Tugend der Lukretia, dem Heldenmuth der Johanna von Orleans und der holdseligen Duldsamkeit der heiligen Elisabeth.

Dieser Schuh, sagte Pantoffeline, hat die Gewalt den wildesten Mann zu bändigen, sogar, wenn er aus dem Geschlechte der Anthropophagen, auf Deutsch Menschenfresser stammt. Ich habe ein Mittel ihn durch Zauber zu vermehren, was auf der Stelle geschehen soll. Ist das Werk, an dessen Gelingen ich nicht zweifle, vollbracht, dann könnt Ihr Euren Schwiegertöchtern jeder ein Exemplar einhändigen und sie werden fortan sicher vor den Grobheiten und Gewaltthätigkeiten ihrer Männer sein.

Herrlich, herrlich! rief die Germania. Und die Schuhe sollen nach ihrer Erfinderin Pantoffeline künftig Pantoffel heißen! — Ueber diese Aufmerksamkeit einer hochgestellten Person weinte die Dienerin sogleich pflichtmäßig einige tiefgefühlte Zähren.

Das alte Weib verschloß nunmehr die Thüren. Während die Germania ihr aufmerksam zusah, nahm sie einen großen Blumentopf, legte den Schuh hinein, bedeckte ihn mit Hauskehricht und begoß ihn mit Krokodillenthränen und Drachengift. Zugleich sprach sie einen Zauberspruch, der in einem uralten

Buche stand und siehe! der Baum des Lebens wuchs aufs Neue auf. Seltsamer Weise keimte er auch sogleich, schoß Zweige, entfaltete Blätter, entwickelte Blüthen, welche zu Früchten reiften und grade so aussahen wie kleine Schuhe, oder wie sie jetzt heißen: Pantoffel. Als dies geschehen war, pflückte die Hofhexe sie bedächtig ab und theilte ihrer Herrin mit, wie mit diesen äußerst nützlichen Früchten zu verfahren sei, damit sie die gewünschte Wirkung thäten. Germania aber war äußerst froh über dieses unerwartete schöne Ereigniß, zumal da sie in die geheimen Künste der Person, welche ihr vor Zeiten die Karten aufgeschlagen und in einer Weise prophezeit hatte, daß alles eingetroffen war, das unbedingteste Vertrauen setzte. Sie packte die Früchte der Zaubernacht in Schachteln, was später noch die Ursache wurde, daß man ihr den Spitznamen alte Schachtel gab, und sandte sie mit Gebrauchszetteln, die ungefähr so abgefaßt waren, wie man die in heutiger Zeit bei den Hühneraugenpflastern, den Zahntinkturen, dem Haaröl und den Morrison'schen Pillen findet, in die Häuser ihrer Schwiegertöchter.

Man kann sich leicht denken, daß die Freude nicht gering war, als die äußerlich unansehliche,

innerlich aber höchst werthvollen Geschenke ausgepackt und betrachtet wurden. Noch mehr aber steigerte sich dies Wohlgefallen, als die kleinen Pantoffeln vollkommen ihre Wirkungen thaten. Als Aristokratikus am andern Morgen seine Frau in den Kuhstall schicken wollte, um dort den Viehstand einzusehen, gab sie ihm einen tüchtigen Klaps mit dem Pantoffel auf sein großes Maul und augenblicklich wurde er still und krümmte sich wie ein Jagdhund zu ihren Füßen. Pietistikus, der schon Morgens um sechs Uhr an das Bett der Magdalena Mucker trat, um sich eine Predigt über den Text: „Ich lasse ab von dem, was da hinten ist und strecke mich nach dem, was da vornen liegt" zu überhören, erhielt einen kräftigen Schlag über seinen schlichtgestriegelten kahlen Scheitel und wurde zahm, wie ein Lämmlein. Nicht besser erging es Bureaukratikus, der seiner Justiane schon mit dem ersten Lerchenschlag einen Stoß Akten zum Abschreiben brachte und ihr nichts zum Frühstück darreichen wollte, als einen Teller Bücherstaub. Seine hohe Denkerstirne trug durch den kleinen männerbändigenden Schuh einen so unsanften Fleck davon, daß er von seinem Begehren abließ und sich wie ein Maulwurf verkroch.

Fast am allerschlimmsten ging es dem armen Banknotikus. Derselbe kam nämlich erst spät von seinem Schacher zurück und brachte wieder einen ganzen Haufen frischgeschlagener Goldstücke mit. In einem höchst energischen Tone befahl er seiner Dukatchen, die eben damit beschäftigt war, Kaffebohnen zu brennen, die Nacht hindurch die Münzen zu beschneiden, damit sie am andern Morgen als leichte Waare wieder in den Cours kommen könnten. Als er noch befehlend und schmälend sich auskleidete und zu Bett gehen wollte, erhielt er aber von seinem Weibe keinen übeln Schlag auf die lange Nase aus Palästina. Seine ganze Häringsseele trat glänzend ans Licht und er entfloh wie eine diebische Elster.

Verhältnißmäßig kam Michel noch am besten weg. Da er zu gutmüthig war, um seinem Weibe viele Geschäfte aufzuhäufen, und da sein Weib schon von selbst für das Haus sorgte, so hatte er nicht wie die andern zu büßen. Aber er war doch wieder zu lange in der Gesellschaft seiner Freunde geblieben und hatte, wie gewöhnlich, zu tief ins Glas geguckt, so daß er etwas angetrunken heimkehrte, weshalb die Anna Marie Thorheit es auch nicht unterlassen konnte, ihm von ferne den Pantoffel mit

schalkhaftem Lächeln zu zeigen. Der kräftige Mann kriegte Anfangs ein wenig Angst durch die sonderbare Zauberkraft des eigenthümlichen Schuhs, dann aber küßte er seine Frau auf den rothen blühenden Mund und Alles war gut. Sie sangen noch vor dem Schlafengehen das schöne Lied: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb", und träumten die angenehmsten und lieblichsten Dinge.

Für die Gestaltung der Verhältnisse im Innern des Hauses Deut waren diese Ereignisse von unberechenbaren Folgen. Dies war nämlich die höchst merkwürdige Zeit, wo das sogenannte Pantoffelregiment eingeführt wurde und die für die Familie der Germania eine ähnliche Wichtigkeit hatte, wie für die Welt die Sündfluth, die Einführung des Christenthums, die Entdeckung von Amerika und der Handel mit chinesischem Thee. Vorläufig haben wir nur die guten Folgen dieser That ins Auge zu fassen. Wie nämlich die Sündfluth dadurch vortheilhaft wirkte, daß viele Schaafsköpfe ertranken, wie das Christenthum darum der Welt zum Heil diente, weil es die Sklaverei und die Todesstrafe nicht abschaffte, obgleich es lehrt, liebet euch untereinander, wie die Entdeckung von Amerika dadurch

nützlich wurde, daß dadurch die langen Pfeifen, die Cigarren und die Kartoffeln ins Land kamen, und wie endlich der Handel mit chinesischem Thee deshalb solchen günstigen Einfluß ausübte, weil er die Klatschvisiten nach sich zog, so hatte das Pantoffelregiment die ausgezeichnetsten Wirkungen auf die Milderung der Sitten. Eine Folge davon war ebenfalls, daß dadurch ein neuer Zweig öffentlicher Beredsamkeit ausgebildet wurde, welcher unter dem Namen Gardinenpredigten in späteren Zeiten einen außerordentlichen Höhepunkt der Blüthe erreichte. Die Frauen gewannen auf diese Weise die größtmöglichsten Vorzüge, von deren guten und schlimmem Gebrauch wir vielleicht später noch mancherlei zu hören bekommen.

Elftes Capitel.

Wie die Germania ihren Söhnen Wohnsitze anweist.

In dieselbe Periode, welche wir in den vorigen Capiteln dargestellt haben, fällt ein anderes wichtiges Ereigniß, nämlich die Vertheilung der Besitzthümer der Germania an ihre Söhne. Die Beobachtung der Geistesrichtungen, welche dieselben in ihrem Jugendleben auf eine so entschiedene Weise an den Tag gelegt hatten, kam ihr einestheils trefflich zu statten, anderntheils hatte sie aber auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Neigungen der Söhne zu erforschen, und sie unter vier Augen auszufragen, was ihnen eigentlich am meisten zusagte. Die vielfachen geheimen Conferenzen, welche dieser Gegenstand hervorgerufen hatte, waren alle nur ge=

eignet sie in ihrem ursprünglichen Vorhaben auf das Kräftigste zu bestärken.

Aristokratikus hatte sich dahin geäußert: Seine liebsten Beschäftigungen seien das Waffenhandwerk, das Reiten und die Jagd. Die Mutter möge deßhalb seinen Bitten Gehör geben und ihm die festen Burgen und Schlösser nebst ihren Umgebungen, den großen Feldern und Wäldern und Teichen verleihen. Auf diese Weise könne er am besten seiner Liebhaberei nachkommen. Wenn indeß dadurch seine Brüder in Nachtheil kämen, so verpflichte er sich dagegen sie zu beschützen gegen innere und äußere Feinde und statt ihrer in den Krieg zu ziehen. Er fühle in sich die Kraft eines Löwen und die Stärke eines Elephanten und würde sich deßhalb niemals entschließen, andre als ritterliche Werke zu thun. Auch glaube er aus allen Anzeichen, daß er aus adeligem Blute stamme. Auf diese letzte Aeußerung hin rief die erstaunte Germania: „Ich erkenne in Dir ganz deinen Vater, den gothischen Hauptmann wieder.“

Pietistikus zeigte dagegen ganz andre Gelüste. Ich habe mich, sprach er, nie um das äußere Treiben der Welt bekümmert. Mein Leben ist ein Leben im Geist gewesen und soll es auch bleiben. Deßhalb

habe ich die Einsamkeit gesucht, in deren geheimen Zufluchtsorten die Beschaulichkeit am besten gedeiht. Meine Geschäfte sind beten, die Menschen bekehren, um Buße zu thun. Ich will mich fürder des äußeren Prunks begeben. Dafür aber, liebe Mutter, gebt mir die Kirchen, damit ich in ihnen predigen, und die Klöster, damit ich in ihnen den Forschungen des Glaubens nachgehen kann. Wie ich immer für Andre gelebt habe, so will ich es noch fürder thun, Amen! — „Er spricht ganz, murmelte die gerührte Mutter, wie sein Vater, der römische Himmeldragoner."

Büreaukratikus verrieth wieder ganz eigene Neigungen. Er äußerte sich folgendermaßen: Ich lebe nur für die Staatswissenschaft. Mein einziges Streben ist, mir ihre Principien klar zu machen und die gewonnenen Resultate praktisch in das Leben überzutragen. Die Ehre, einen Staat zu bewerkstelligen und den verschiedenen Gliedern desselben ihren gehörigen Platz anzuweisen, während ich mich selbst, wenn auch nicht als Herrscher, so doch als Ordner desselben fühle, geht aber über die Lust des Besitzes. Wenn ich daher irgend ein Erbe wünsche, so ist das die Befugniß, die öffentliche, Aemter zu erringen, indem ich einestheils die Verwaltung führe

und andertheils die Gesetze mache und zur Ausführung bringe. Ich bitte deßhalb um die Administrationshäuser und Gerichtssäle. Wird mir dieser Wunsch, welcher der höchste meines Lebens ist, gewährt, so soll mich kein Teufel mehr draus vertreiben. — „Er spricht ganz wie der byzantische Rechtsgelehrte," sprach die staunende Germania, die über seine Herkunft keinen Zweifel zu hegen schien.

Die Unterhaltungen mit Banknotikus brachten wiederum ein anderes Ergebniß. Er meinte: Was meine Brüder für einen Geschmack haben mögen, das kümmert mich wenig. Mein Verlangen steht nach Geld, Geld, Geld und wieder Geld. Gebt mir nur tüchtige Rollen, gebt mir alles, was sich in eurer Chatulle vorfindet. Aus Nichts wird Nichts, aber aus Geld wird Geld. Ich kaufe damit die Gewehre und Pferde meines ältesten Bruders, ich verschaffe mir damit den Lappenplunder des zweiten und erringe damit die Gelehrsamkeit und das Bücherwesen des dritten. Wenn die goldnen Dukaten klingen, das übt euch einen größeren Einfluß aus, als aller Zauber, von dem man in den Märchen liest. Was ist die Tapferkeit, die Tugend, die Keuschheit gegen das Geld! Mit dem blinckenden Metall mache ich

sie alle zu nichte. Also noch einmal! Je mehr desto besser, aber gebt mir Geld. Geld regiert die Welt! — „Ach Gott, seufzte die Germania, das hat er von dem jüdischen Hausirer.“

Michel kam als der jüngste zuletzt an die Reihe. Seine Mutter erklärte ihm, sie wolle ihre Besitzthümer unter ihre Kinder vertheilen und fragte ihn, was er wünsche. Ich will eure Liebe, antwortete der treuherzige Bursche. Die hast du bereits; aber was willst Du mehr? sprach Germania weiter. Was Ihr mir gebt! war die Antwort. Deine Brüder haben schon gewählt, fuhr sie fort. So gebt mir was übrig bleibt! äußerte der uneigennützige, bescheidne Michel. Und würdest Du zufrieden sein, wenn Du hier und dort ein Häuschen und hier und dort ein Stückchen Land, Wiese und Wald besäßest? fragte die gerührte Mutter. Warum nicht? sprach der gute Kerl. Ich brauche wenig. Das beste Gut ist die Zufriedenheit, sie macht die wahren Könige. Du bist zwar der beste von allen, sagte die Germania, aber Du bist doch grade ein solcher Esel wie Dein Vater, der Kutscher Johann.

Nach diesen Unterhandlungen wurde der Notarius Cäsarius Publikus Immatrikulatus gerufen.

Es war derselbe Mann, der einstens Nachts an einem Flusse stand und dem Schiffer auf dem gegenseitigen Ufer zurief: holüber! — Wer ist da? fragte der Fahrmann. Der friedliche Rechtsgelehrte rief seinen eben genannten Namen und Titel, und der Schiffer glaubte es wäre eine solche Gesellschaft drüben, daß sie nicht alle in den Kahn gingen, und fragte: Soll ich die Pont bringen? Dieser Mann hatte auch wirklich eine seltene Würde in seinem Wesen, wozu seine Perücke und sein Zopf nicht wenig beitrugen. Was die Ehrbarkeit seiner Erscheinung noch besonders erhöhte, war, daß er fortwährend mit lateinischen Floskeln und grichischen Brocken um sich warf, so daß ihn kein vernünftiger Christenmensch verstehen konnte. Uebrigens wirkte er dadurch besonders auf die Bauern und diese

Wurden von all dem Zeuge so dumm,
Als ging ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum.

In seiner Gegenwart wurden die Erbschaftsangelegenheiten lang und breit besprochen. Die Mutter und die vier ältesten Söhne betheiligten sich sehr lebhaft an den vorgelegten Fragen und keiner wollte doch dem andern das Seine gönnen. Nur Michel, der eigentlich kaum wußte, worum es sich handle,

blieb still wie immer. Nach mehrtägigen Discussionen wurde endlich der Akt aufgenommen und die Paragraphen stellten im Ganzen dasselbe fest, was wir oben schon mitgetheilt haben. Der Notar sprach nun noch einige salbungsvolle Worte, machte das Punktum, streute den Sand drum und nunmehr wurde das Papier vorgesetzter Maßen unterschrieben. Als diese Dinge zum Ende gebracht waren, zogen die Söhne in ihre Wohnsitze, nachdem sie sich vorher noch das Versprechen gegeben hatten, ihre brüderlichen Neigungen nicht erkalten zu lassen, sich im Leben treu beizustehen und sich zuweilen, je nach der Jahreszeit wechselseitig zu besuchen. Die Mutter war über diese Schlußakte sehr erfreut. Alle gaben sich sodann Hand und Kuß und schieden von einander.

Zwölftes Capitel.

Wie die Söhne der Germania mit Nachkommenschaft gesegnet wurden.

Wer hat nicht oft sagen hören, daß die ersten Elternfreuden über jedem andern Entzücken so hoch erhaben seien, wie der Himmel über der Erde! Man hat Beispiele, daß Väter oder Mütter vor Lust gestorben sind, wenn sie das erstemal im Leben einen Sprößling begrüßten, in dessen Adern ihr eignes kostbares Blut floß. Es ist in der That etwas Rührendes, zu sehen, mit welchem Blick der Liebe Eltern über ihrem Kinde hängen können. Ein solcher Genuß scheint noch einen ganz andern Reiz zu haben, als der junge Lenz nach dem Winter. Der Blick des Vaters in das blaue Kinderauge scheint viel köstlicher als die Schau in den leuchtenden

Maihimmel, der wolkenlos glänzt, ein Lauschen mit dem kindlichen Athem ist viel süßer als das Geräusch des Lüftchens, das durch die Blätter der Frühlingsbäume rauscht. Und wie hoch steigern sich diese Genüsse, wenn das Kleine heranwächst! Was sind alle Künste der besten Tänzerin gegen die Grazie, welche dies Töchterchen in seinen ersten Bewegungen entwickelt! Was ist eine Rede von Demosthenes und eine Symphonie von Beethoven, verglichen mit den ersten Worten, welche das Söhnchen in die Welt lallt! Zweites neues Leben, doppelt süß, weil es mit Bewußtsein durchlebt wird, nichts gleicht dir an inniger stiller Befriedigung!

Auf ihren Wohnsitzen angelangt, hatten die Söhne der Germania sehr häufig das Vergnügen die oben nur mit schwachen Worten beschriebene Wonne zu empfinden. Wenn das Sprichwort „an Gottes Segen ist alles gelegen" sich auf den Kinderreichthum bezieht, so muß man sagen, daß das Geschlecht, von dem wir gegenwärtig erzählen, besonders in der Gunst des Himmels stand. Die Hebamme ging von einem Hause in das andre und die Großmutter wurde regelmäßig fünfmal im Jahr citirt, um in den Wochenbetten beizustehen und die Kinder über

die Taufe zu halten. Was erlebte die noch frische und rüstige Frau nicht eine Fülle von Vergnügen! Ueber jeden neuen Enkel war sie gerührt, über jede neue Enkelin vergoß sie neue Freudenthränen, so daß es den Naturforschern wirklich als Problem erschien, wie die Thränensäcke einer einzigen Frau so außerordentlich viele Thränen enthielten, ohne daß das Leben nicht total aufgerieben wurde. Noch mehr war dieß zu verwundern, wenn man bedenkt, daß sie sich mit derselben unverdrossenen Sorgfalt bemühte, die Regeln der Wochenstube aufrecht zu halten und ihre Schwiegertöchter jedes Mal neun Tage ins Bett und sechs Wochen ins Haus zu zwingen.

Aristokratikus gab seinen Söhnen lauter schönklingende, hochtrabende, vornehme Namen. Den einen nannte er Fürst, den andern Herzog, den dritten Graf, den vierten Freiherr und den fünften Junker und belehnte jeden mit einem seiner Güter jedoch so, daß die älteren die großen und die jüngeren die kleinen erhielten. Auch wies er jeden an, sich nach dem betreffenden Besitzthume einen Zunamen zu wählen, der alsdann durch das höchst wichtig gewordene Wörtchen „Von" mit dem Vor=

namen verbunden wurde. Es kamen dadurch äußerst herrliche Titel zu Stande, wie wir sie gegenwärtig noch in den Wappenkunden finden. Einigermaßen bedenklich erschien jedoch der Umstand, daß nachdem die besten Häuser vergeben waren, dem jüngsten nichts übrig blieb, weshalb derselbe sich denn bescheidener Weise Junker von Habenichts nannte. Später wurde die ganze Linie, welche diesem Stamm entsproß, gemeinhin als die Aristokraten bezeichnet.

Die große Vorliebe des Pietistikus für die lateinische Sprache trug sich noch auf die Wahl der Namen für seine Nachkommen über. Der eine hieß Episcopus oder Bischof, der andere Generalsuperintendent, der dritte Pastor oder Pfarrer und Prediger, der vierte Kaplan und der fünfte Vikarius. Dieselben erhielten je nach ihrer ältern oder jüngern Herkunft Dome, Kirchen und Capellen als Besitzthum und man nannte sie, weil sie sich in diesen Gebäuden am meisten zu schaffen machten, gewöhnlich die Ekklesiastiker oder die Kirchenmänner, oder auch wohl die Frommen im Lande.

Eine ähnliche Neigung, seinen Kindern ausländische Namen zu geben, besaß Büreaukratikus. Sie hießen Präsidenten von Verwaltungen und Ge-

richtshöfen, Minister, Räthe, Assessoren, Referendarien, Auskultatoren, Sekretaire, und als man zuletzt keine Namen mehr finden konnte und sie selbst für überflüssige Leute hielt, Supernumerarien. Das Volk aber, dem sie zuweilen sehr lästig waren, hieß sie einfach nach ihrem Vater Büreaukraten. Witzvögel aber, welche sahen, daß sie sich sehr viel mit Schreiben und folglich mit Gänsekielen beschäftigten, nannten sie „Federvieh!"

Banknotikus war nicht so sorgfältig in der Wahl seiner Namen, denn es ging ihm mehr um die Sache, wie um den Namen. Auch war er selten zu Hause und dachte deshalb weniger an bezeichnende Ausdrücke. Den Kalender nahm er nie zur Hand, um die Heiligen zu studiren, sondern nur um zu sehen, wie die Wetterprophezeihungen lauteten, um danach seine Reisen und Spekulationen einzurichten. Seine Söhne hießen Banquier, Fabrikant, Spekulant, Kornwucherer, Handelsmann, Krämer, Agent und Commissionär, denn er gab jedem die Bezeichnung der Geschäfte, in welcher er sie selbst zu gebrauchen pflegte. Im Volk aber trugen sie den Namen Geldmänner, oder auch wohl, weil sie sehr auf den

Bürgerstand pochten, welchem sie sich anzugehören rühmten, die Bourgeoisie.

Noch viel weniger bekümmerte sich Michel um die Namen seiner Kinder. Er liebte seine Kinder und damit dachte er genug zu thun, für das Uebrige ließ er den Himmel sorgen und Gott einen guten Mann sein. Er hatte gewöhnlich vorher nie daran gedacht, wie er irgend einen neuen Jungen taufen lassen sollte. So wählte er denn die Namen, die überhaupt am geläufigsten waren. Der eine hieß Peter, der andere hieß Jakob, der eine Joseph, der andere Andreas. Hans und Kunz fehlten sogar nicht. Und da sie sich sämmtlich durch nichts Besonderes auszeichneten, sondern alle ihrem Vater glichen, so waren sie bald unter dem allgemein nichtssagenden Namen „das Volk" bekannt.

Wir können dies Capitel nicht schließen, ohne selbst zu gestehen, daß es äußerst langweilig ist, und ohne den Leser in dieser Beziehung aufzuklären, im Falle er nicht schon auf denselben Gedanken gekommen ist. Daß wir dafür die gütige Nachsicht des Publikums in Anspruch nehmen, versteht sich ganz von selbst. Die deutsche Gründlichkeit, der wir indeß von ganzem Herzen zugethan sind, macht

uns ein solches Verfahren zur Pflicht. Wer erinnert sich hier nicht daran, daß ganze dickleibige Bände über die Esel, die Fische, die Schaafe und sonstige Hausthiere geschrieben sind und von unseren Landsleuten noch tagtäglich mit der größten Geduld, ja nicht ohne mannigfaches Interesse gelesen werden? Dabei können wir aber unsre Meinung nicht verhehlen, daß wir die Nachkommenschaft der Germania für eben so wichtig und beschreibungswerth halten, wie jene Abhandlungen über die mistgebenden Thiere. Wer sich aber hiermit nicht befriedigen sollte, den gemahnen wir, daß selbst in dem heiligsten aller Bücher die Geschichtsregister mit großer Gewissenhaftigkeit durchgeführt sind und im Ganzen einen noch größern Raum einnehmen, als wir gegenwärtig der Abstammung der Germania gewidmet haben.

Dreizehntes Capitel.

Wie Aristokratikus und seine Nachkommen lebten.

Wir haben unsre Leser bis jetzt nur von dem häuslichen Leben, wie es in der Familie der Germania geführt wurde, unterhalten, und wir glauben, daß wir hierin die Pflicht eines gewissenhaften Geschichtsforschers erfüllt haben. Zur gründlichen Entwicklung der Charaktere und Verhältnisse ist dies nämlich durchaus nöthig; auch wird es sich in der Folge wohl zeigen, wie getreu sich die einzelnen Glieder in ihrer individuellen Begabung blieben und wie daraus alle spätere Verhältnisse hervorwuchsen. Nunmehr aber können wir mit allem Fug die enge Begrenzung von Haus und Hof verlassen und mit Ruhe zusehen, wie die Helden und Heldenkinder, welche wir bis jetzt betrachtet haben, später auf

der breiten Bühne des Lebens ihre Rollen spielten. Wir beginnen hier gleich wieder mit dem vielbesprochenen Aristokratikus und seinen Aristokrätchen, zumal da dieser Stamm ganz entsetzlich auf das Recht der Erstgeburt hält.

Sie lebten, wie es schon aus frühern Andeutungen hervorgeht, meistens auf ihren großen Erbschlössern mitten in Wäldern oder auf Bergen, zuweilen aber auch auf stolzen Burgen, welche sie in oder an die Städte legten. Mit andern Leuten pflegten sie nicht gern Umgang zu haben, desto mehr verkehrten sie unter sich, denn sie hatten die eigenthümliche Marotte, daß in ihren Adern ein edleres und reineres Blut poche, als in denen der andern Menschen. Wie sie auf diese Idee, die in der Folge eine fixe geworden ist, aber nie im Stande war, sie ins Narrenhaus zu bringen, gekommen sind, ist bis jetzt noch nicht ermittelt. Auch möchte es ihnen schwer sein, jemals diesen Beweis der Wahrheit zu liefern, da es doch nach dem christlichen Glauben feststeht, daß sie von Adam und Eva herstammen, wie der erste beste Schneidergesell, da sie offenbar ebenso gut von Brod und Kartoffeln leben, wie jeder Taglöhner und da sie für die Cholera und die

Pest ebenso empfänglich sind wie jeder Barbier und Compagniechirurg. Gleichwohl sind sie noch stets von diesem Gedanken besessen und scheuen deßhalb den Umgang mit sogenannten gemeinen Leuten. Wenn sie aber nicht umhin können, mit denselben zusammenzukommen, so sind sie meistens sehr wortkarg, und tragen das Haupt sehr steif, zuweilen aber wenn sie wohlgemuth sind, so lassen sie sich auch wohl „herab.“ Diese Herablassung besteht in dem eigenthümlichen Verfahren, daß sie äußerst leutselig reden und holdfreundlich lächeln, aber jeden Augenblick durch ihre Worte fühlen lassen: „Du armes Menschenkind, du bist zwar nicht werth mir die Schuhriemen zu lösen, und daß es so ist, will ich dir durch mein gemachtes Lächeln zeigen. Wenn du so dumm bist, mich in diesem Zeichen mißzuverstehen, so ist das deine eigne Schuld und es ist mir sehr lieb, daß du statt Scandal darüber zu machen, mich für einen menschenfreundlichen Charakter rühmst.“

Wie ihr Vater erwiesen sie sich nie als allzugroße Freunde der Wissenschaft, was wahrscheinlich darin seinen Grund hatte, daß ihr Vater in seiner Jugend auf den Kopf gefallen war. Das Lesen lernten sie meistens in dem Gothaischen Adelskalender,

welcher auch später ihre liebste Lektüre wurde. Im Schreiben brachten sie es gewöhnlich so weit, daß sie in Geldnöthen ohne große Anstrengungen einen Schuldschein zu unterschreiben vermochten. Von fremden Sprachen verstanden sie sich am besten auf die Französische. Am meisten interessirten sie einzelne Zweige der Naturgeschichte, besonders war dies der Fall mit dem Pflanzenreich, weshalb man ihnen auch nicht selten die Spitznamen Krautjunker und noble Planze gab. Unter den Bäumen hatten die Stammbäume hauptsächlich ihre Zuneigung gewonnen. In der Astronomie waren sie ebenfalls einigermaßen erfahren, namentlich studirten und beneideten sie nicht selten die Sterne auf der Brust der großen Herren. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß sie sich ebenfalls um die Erfindung einer großartigen nie genug zu rühmenden Wissenschaft sehr verdient gemacht haben. Es ist das die sogenannte Heraldik oder Wappenkunde, welche darin besteht, lauter kleine Würfel oder Felder mit Thieren, Sternen und allerlei andern mystischen Zeichen zusammenzusetzen und eine oder die andere Krone darüber zu malen. Diese Dinge dienten später dazu, die Abkunft zu beweisen. Zur Vertretung

dieser wissenschaftlichen Bestrebungen stifteten sie auch zuweilen Blätter, welche Adelszeitungen hießen und gewöhnlich aus Theilnahmlosigkeit des Publikums zu Grunde gingen.

Bei diesem Mangel an Beschäftigung konnte es ihnen nicht fehlen, daß sie viel freie Zeit hatten, welche sie auf die mannigfachste Weise benutzten. Dies geschah besonders, indem sie ihren Leidenschaften, welche sie noble Passionen zu nennen pflegten, in sehr erfinderischer Weise fröhnten. Hierher gehörte vor allen Dingen das Soldatenwesen. Sie kannten in der That kein größeres Vergnügen, als ritterliche Uebungen zu halten. Ein großes Heer anzusehen, war ihnen eine Wonne, die die Reize des schönsten Frühlingsmorgens überstrahlte. Was war da das Blitzen des Thau's auf Bäumen und Gräsern gegen das Glänzen der Lanzen und Schwerter! Was wallte eine kräftige Staubwolke gegen den blauen Duft des Morgens! Wie reizend war es den Gänsemarsch einüben zu lassen, und rechtsum und linksum zu kommandiren und dabei so recht die Würde des Amtes zu fühlen! Wie herrlich klangen bei dieser Gelegenheit die Flüche: Donnerwetter und: dir verfluchtem dummem Jungen sollen dreitausend Teufel

durch den Leib spazieren! Welcher tiefe philosophische Begriff lag in dem heiligen Wörtchen Ehre, wenn sich zum Beispiel einer dahin ausdrückte: Auf Ehre, Herr Kamerad, das Wetter ist heute wunderschön! Und nun gar die edeln Zweikämpfe, die sich über dieses Wörtchen anspannen und oft damit endigten, daß der Eine der Streitenden eine Degenspitze oder ein Paar Kugeln verschluckte. Endlich gar die herrlichen Schlachten, welche mit den herrlichsten Siegen endigten, wenn einer ein Stückchen Land im Besitze hatte, welches einem Andern gehören sollte, obgleich die Sache höchst zweifelhaft war. Was galten da oft Hunderttausende von Menschenleben! Blut mußte fließen, gleichviel ob man es vor Gott und der Welt verantworten konnte.

Eine andre noble Passion war die Jagd. Die Aristokraten hatten einen ganz besondern Haß gegen das Wild. Wo sie einen Eber, einen Hirsch oder einen Auerhahn wußten, da zogen sie gleich schaarenweis gegen das arme Thier, um es zu spießen oder zu schießen. Das wäre noch ganz natürlich gewesen, denn man weiß, daß solche Bissen der Küche gut thun. Schwerer aber läßt es sich erklären, daß sie neben diesem Hasse zugleich eine

fabelhafte Liebe für diese Thiere an den Tag legten und dieselben auf das sorgfältigste hegten, und zwar um sie nachher zu morden. Man hatte sogar Vereine gebildet, deren Hauptaufgabe es war, Hasen zu veredeln, und Schulen errichtet, um Hunde zu bilden. Zeigte übrigens ein anderer Mensch Begierde, das Wild zu erlegen, das ihm seinen Kohl fraß, so hieß man ihn einen Wilddieb und ließ ihn erschießen. Manche Mitglieder der Familie gingen indeß so weit, daß sie Jagd auf Menschen machten, und Jagdschlösser auf hohen Bergen anlegten, von wo sie oft zu diesem eigenthümlichen Vergnügen herabstürzten und Schiffe und Frachtwagen anhielten und plünderten und zugleich die Führer derselben ermordeten. Gleichwohl hieß dies nicht Raub-, sondern Ritterthum.

Außerdem gab es noch andere Beschäftigungen derselben Art. Hierzu mußten hauptsächlich die Pferde herhalten, deren Zucht auf das treuste überwacht wurde. Man hatte nämlich gefunden, daß einzelne dieser Thiere ein besseres Blut hatten, wie die andern, und daß sie hierin ihnen selbst glichen. Diese bevorzugten Geschöpfe kamen unter dem Namen von Vollblutrassen zu großem Ruhm und wurden

mit den höchsten Preisen bezahlt. Um aber ihre Vorzüglichkeit auf eine glänzende Weise darzuthun, veranstaltete man Wettrennen, wobei ein ungeheurer Applaus ertönte und große Preise gewonnen wurden, wenn ein Thier das andre um eine Kopflänge überholte. Auch war es sehr schön, wenn bei diesen Gelegenheiten einige Pferde zu Tode gehetzt wurden.

So gut dieser Umgang mit Thieren sich bei den Abkommen des Aristokratikus machte, so schlecht wollte derselbe mit Menschen gelingen. Diese wurden nämlich meistens von ihnen gleich den Thieren behandelt. Besonders war dies bei den Bauern merkwürdig anzusehen. Dieselben wurden nämlich gezwungen, für sie in den Frohn zu gehen, ihnen die Häuser zu bauen, das Feld zu bestellen, die Wege zu ebnen und Gott weiß, was sonst nicht Alles. Kurz, sie zeigten im vollen Sinn des Worts, daß sie besser waren wie andre Leute.

Vierzehntes Capitel.

Wie Pietistikus und seine Nachkommen lebten.

Von den Bewohnern der großen Schlösser kommen wir zu den Inhabern der Kirchen. Schon früher ist von den eigenthümlichen Neigungen ihres Stammvaters die Rede gewesen und es hat gewiß jeden ergötzt, ihn auf dem dunkeln Speicher mit seinen kirchlichen Mysterien beschäftigt zu finden. Seine Nachkommen glichen ihm durchaus und erwiesen schon in ihrer frühesten Jugend eine besondre Leidenschaft zu einem heiligen Wandel. Auch sie sah man häufig in Processionen die Straßen durchziehen, dabei Lieder singen, welche sie in den Kirchen gehört hatten, Fahnen mit heiligen Bildern herumtragen, die Rauchfässer schwingen und mit Klingeln läuten, so daß die Nachbarsleute ordentlich

zur Frömmigkeit gestimmt wurden und den Knaben nachsehend sich des Rufes nicht enthalten konnten: Seht einmal die frommen Kinder!

Nachher erwies es sich indessen, daß dieses heilige Wesen doch nicht als die reinste Blume dem Boden entsproß und daß das alte Sprichwort „der Schein trügt“ auch hier in Anwendung kommen konnte. Jemehr sie nämlich in das Leben traten, jemehr entwickelte sich bei ihnen eine ganz unerträgliche Herrschsucht, die sie bald offen an den Tag legten, bald in heimtückischer und listiger Weise auszuüben suchten. Zunächst benutzten sie die gläubigen Seelen, um allerlei Nutzen von ihnen zu erhalten, und veranlaßten sie zum Bau von Kirchen und Klöstern. Ferner hielten sie Collekten, deren Ergebnisse dem Anscheine nach zu wohlthätigen Zwecken benutzt werden sollten, die aber wahrscheinlich ihnen selbst zur Wohlthat gereichten. Dann ließen sie sich aus den Aerndten der Früchte und des Weines zu ihrem Unterhalte den Zehnten bezahlen, wobei sie zugleich merken ließen, daß sie sich durchaus nicht scheuten, Geschenke jeder Art, seien sie einen Pfennig oder Millionen werth, anzunehmen. Es sollen sogar einzelne Fälle vorgekommen sein, daß sie als

sogenannte Erbschleicher aufgetreten sind und die Kranken, mit denen sie vorher gebetet hatten, veranlaßt haben, ihr Hab und Gut der Kirche auf Erden zu vermachen, damit sie in die Kirche im Himmel eintreten könnten. Bei solcher Gelegenheit wurde nach glaubwürdigen Zeugen die vollkommene Verzeihung aller Sünden ertheilt. Es ist indeß kaum anzunehmen, daß diese Aussagen auf Wahrheit beruhen. Jedenfalls aber suchten sie auf jede Weise sich in der menschlichen Gesellschaft geltend zu machen und nach allen Seiten einen unbesieglichen Einfluß zu gewinnen, was ihnen auch zu manchen Zeiten in einem sehr hohen Grade gelang, indem sie den Leuten gleich die Hölle heiß machten, mit einer Schwadron Teufel in das Feld rückten und ihnen den Verlust der himmlischen Freuden ganz definitiv ankündigten, sobald sie etwas witterten, was im Stande war, ihnen das Heft aus der Hand zu reißen.

Um ihrer Sache noch sicherer zu werden, benutzten sie noch allerlei Mittel, welche dazu dienen sollten, ihre Mühen für den Himmel außer allen Zweifel zu setzen. Namentlich gaben sie sich die undenklichste Mühe, die Heiden in andern Welttheilen zu bekehren. Zu diesem Zwecke wurden

Vereine gestiftet und unablässig Geld gesammelt. Zuweilen gingen denn auch Leute von ihrer Familie nach Afrika, Asien und Australien, welche mitunter sogar eine so große Aufopferung an den Tag legten, daß sie sich für die Interessen ihrer Brüder todtschlagen ließen. Kamen solche Nachrichten an, so ließ man sie in den Missionsblättern abdrucken und es wurden die glänzendsten Berichte beigefügt, wie viel Seelen auf's Neue für den christlichen Himmel gewonnen wären, wobei die Gläubigen nicht verfehlten, salbungsvolle geistliche Lieder anzustimmen. Merkwürdig mußte es dabei aber immerhin erscheinen, daß im Lande selbst stets eine Menge von Menschen wohnten, welche den Wilden in jeder Beziehung glichen, indem sie geistig die größte Rohheit an den Tag legten und körperlich in Schmutz und Elend verkamen.

Vielleicht bemühten sie sich indeß vorzugsweise für diese, indem sie das Bestreben für eine bessere Cultur an den Tag legten und kein genügendes Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, wußten, als die Gründung der Mäßigkeitsvereine. Sie stellten nämlich den kühnen Satz auf, daß nicht die Armuth, sondern der Branntwein die Menschen in Grund

und Boden verderbe. Der Schnaps ist der böse Feind! Das war das Thema all ihrer Predigten, mit denen sie im Lande umherreisten und den Branntweinbrennern und Kartoffelhändlern keinen geringen Schrecken einjagten. Ob sie indeß selber eben so sauber und mäßig lebten, wie man es ihren Worten gemäß hätte glauben sollen, ist immer sehr zweifelhaft geblieben. Böse Zungen wollen ihnen sogar nachsagen, daß sie öffentlich Wasser predigten und heimlich Wein tranken, oder daß sie, wie das Volk sich in Köln am Rhein ausdrückt, die Kanne hinter der Thür küßten.

Allein dabei blieb es nicht, denn sie machten es sich eigentlich zur Hauptaufgabe, die Menschheit zu erziehen und nahmen dabei den Anschein an, als seien sie einzig für die Wohlfahrt der Seelen besorgt. Um dieses Ziel zu erreichen, wandten sie die vielfachsten Mittel an. Besonders gründeten sie eine Menge sogenannter Orden, welche die seltsamsten Gelübde ablegten und die abenteuerlichste Kleidung trugen, so daß man mitunter glauben mußte, sie bestrebten sich, die Gesetze der Natur auf den Kopf zu stellen. Einige zum Beispiel aßen kein Fleisch, aber desto delikatere Fische und Mehlspeisen, andre

nahmen kein Geld, aber desto fettere Hennen und dickere Eier. Einige sahen mit ihren geschorenen Köpfen aus wie die Chinesen, andre mit ihren langen Bärten wie Ziegen, so daß ein Knabe, der einmal einen solchen Menschen bettelnd an die Thüre treten sah, ausrief: Mutter, da ist ein Bock, der sprechen kann! Diese Abkommen des Pietistikus hatten übrigens unter den verschiedensten Gestalten die beste Gelegenheit, sich überall einzuführen und in alle Angelegenheiten zu mischen und dieselben alsdann nach ihrem Willen und Gutdünken zu lenken. Die Jugend, die eben getauft war und das Alter, das sich zum Sterben niederlegte, war gleichmäßig unter ihrem Einflusse.

Andere Schriftsteller haben ihnen sogar nachgesagt, daß sie statt des Glaubens den Aberglauben befördert hätten. So sollen sie bei gewissen Krankheiten gesagt haben, die Leute seien besessen, und dann sich frisch daran gegeben haben, den Teufel auszutreiben. Bei andern Gelegenheiten, wenn einzelne Personen etwas Besonders in ihrem Benehmen zeigten, wurde von ihnen ausgestreut, dieselben trieben Hexerei, worauf das Volk sich ihrer bemächtigte und sie auf Scheiterhaufen verbrannte. Dasselbe

soll geschehen sein, wenn ein kühner Mann sich erlaubt, etwas anders zu glauben, wie sie selbst und wenn in Folge dieser Meinungsverschiedenheit der Ketzerei bezüchtigt wurden. Auf die Ketzerei haben sie übrigens in der That zu allen Zeiten einen unversöhnlichen Haß gehabt und dieselbe stets mit Schwert, Bann und Feuer verfolgt. Um sie ganz und gar über den ganzen Erdboden mit Stumpf und Stiel auszurotten, sollen sie sogar die Inquisition erfunden haben, welche darin bestand, daß jeder Andersdenkende plötzlich bei Nacht und Nebel verschwand und nie wieder gesehen wurde. Im Ganzen aber wollen wir von all den Dingen nicht zu viel glauben, denn wir denken des hohen Wortes: Liebet Euch untereinander! und es steht uns am besten, diese Schwächen mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken. Nur einen ihrer vorzüglichsten Sprüche können wir unter keiner Bedingung gelten lassen, nämlich daß sie alles zur großen Ehre Gottes gethan hätten, denn hierin sehen wir in der That einen kleinen Irrthum.

Fünfzehntes Capitel.

Wie Bureaukratikus und seine Nachkommen lebten.

Wie wir schon gehört haben, so hatte sich Bureaukratikus in den Verwaltungspalästen und Gerichtshöfen immer mehr und mehr festgesetzt. Seine Söhne, unter welchen sich die Neigungen ihrer Väter auf eine auffallende Weise wiederholten, blieben denselben Bestrebungen durchaus treu und ergriffen die gebotenen Plätze mit der größten Begierde. Bald war im ganzen Lande kein Amt und kein Aemtchen mehr zu finden, um welches sie sich nicht bewarben und das sie auch nach ihren unabläßigen Mühen nicht in Besitz nahmen. Wie ihr Vater waren sie alle sehr große Freunde vom Schreiben und in allen Lokalitäten, welche sie inne hatten, häuften sie in kurzer Zeit große Aktenstücke

auf, welche Befehle, Verordnungen, Gutachten und Urtheile enthielten. Ferner fand man sie stets zwischen Bibliotheken vor alten Büchern in Schweinsleder sitzen, worin sie zu allen Zeiten heftig studirten und sich Belege aufsuchten zu der Art und Weise, wie sie im Leben auftraten.

Sowohl ihr Studium wie die Ergebnisse ihrer Handlungen gaben ihnen hierbei die mannigfaltigsten Ideen an die Hand, über welche sie später neue Bücher schrieben. Ein Gegenstand, der sie ganz besonders interessirte und dessen Ergründung sie in der That unsägliche Mühe zuwendeten, war die Staatsökonomie. Dieselbe besteht darin, von den Leuten, welche im Land umher wohnen, möglichst viel Abgaben zu bekommen, um damit die Maschine, welche man schlecht und recht Staat zu nennen pflegt, im Gange zu erhalten. Manche gelehrte Männer, welche die Sache indessen näher kennen, sind der Meinung, daß der Namen Oekonomie bei dieser Wissenschaft nicht sehr angebracht sei und daß man viel besser thäte, ihn mit Verschwendung zu vertauschen. Genug, die Forschungen ergeben, daß die Bewohner von Stadt und Land viel Geld bezahlen mußten, was man auch Steuern nennt.

So existirte denn bald eine Grundsteuer, eine Einkommensteuer, eine Weinsteuer, eine Fenstersteuer, eine Schlacht- und Mahlsteuer und sogar eine Hundesteuer, wobei es merkwürdig war, daß die Bureaukraten in ihrer Verlegenheit Geld herbeizuschaffen sogar auf den Hund gekommen waren. Ob hierbei indeß immer das Princip der Gerechtigkeit beibehalten wurde, ist von vielen Seiten sehr in Abrede gestellt worden, indem man häufig die Behauptung aufstellen hört, daß der Reiche nicht nach dem Maaße seines Besitzes zahlte und der Arme am meisten durch die Abgaben zu leiden habe. In der Ungewißheit über diese Frage wollen wir Jedem seine eigene Gedanken über einen so geringfügigen Gegenstand überlassen.

Nicht weniger bemühten sie sich um die Rechtswissenschaft. Auch in dieser Beziehung wurden nach und nach mannigfaltige glänzende Systeme aufgestellt, wobei übrigens immer sehr auf die Personen, welche bei diesen Fragen betheiligt waren, Rücksicht genommen wurde. Für die Leute, welche viel besaßen, wurde das Erbrecht eingerichtet, wobei die Aristokraten am besten wegkamen, weil sie ihre Güter immer auf einen bestimmten Sohn, der gewöhnlich der Aelteste war, übertragen konnten, wäh-

rend gemeine Leute gezwungen waren, ihre Habe unter ihre Kinder zu theilen. Für die Menschen, welche etwas verbrochen hatten, gab es ein Criminalrecht, wobei die Vornehmen wiederum besser standen, weil sie gewöhnlich leichtere Strafen erhielten. Ferner existirte ein Civilrecht, was sich dadurch auszeichnete, daß es sehr theuer war und den Advokaten gewöhnlich mehr Geld in die Hände spielte als den Parteien. Endlich gab es auch noch ein Handelsrecht, welches für die Kaufleute existirte und nicht selten von Richtern gesprochen wurde, welche nichts von dem Kaufmannsstande wußten. Was aber das Merkwürdigste von Allem war, sie richteten auch ein Jagdrecht ein, welches dem Eigenthümer verbot, den Fasan, der ihm den Kohl fraß, zu schießen, dem Jäger aber, welcher einen Mann bei diesem Geschäfte antraf, das Recht gab, diesem eine Kugel durch den Leib zu jagen.

Zuweilen hörte man auch von einem Naturrechte reden. Aber alle Gespräche darüber klangen nur wie ein altes verschollenes Mährchen aus dem goldenen Zeitalter. Der Grundsatz desselben war, daß alle Menschen gleichgeboren wären und dieselben Ansprüche an die Genüsse und Arbeiten des

Lebens hätten. Allein eine so verwerfliche Tendenz paßte nicht zu all den obengenannten Rechten, und weil jene doch einmal cultivirt und in das Leben getreten waren, so mußte man dieses ganz und gar fahren lassen. Und so kam es dann, daß dasselbe immer mehr unterdrückt, ja sogar mit Füßen getreten wurde, denn so wie man keinen zwei Herren zugleich dienen kann, so ist es auch unmöglich zwei Gesetzen nachzukommen, welche sich untereinander widersprechen.

Zur Unterstützung dieser genannten Wissenschaften erfanden die Büreaukraten indessen noch ein anderes Institut, welches im Lauf der Jahrhunderte zu einer großen Berühmtheit und Ausbildung gekommen, und unter dem Namen die Polizisterei dem sogenannten Staate so wesentliche Dienste geleistet hat. Dasselbe diente nämlich wesentlich zur Aufrechthaltung der Verwaltung und des Rechtes. Konnte Einer seine Abgaben nicht bezahlen, so wurde ein Polizist in das Haus geschickt, hatte einer ein Verbrechen begangen, so wurde er von Polizisten gefangen und eingebracht. Die wackern Leute waren Tags auf allen Straßen und Plätzen und sogar in den Kneipen zu finden, wo sie sich sehr gern auf Unkosten

Anderer traktiren ließen. Nachts traten die Nachtwächter an ihre Stelle und brachten den Schläfern mit jedem Stundenschlag ein hübsches Ständchen auf ihrem großen Kuhhorne. Außerdem gab es auch noch eine Art Polizisten, welche sich nicht durch rothe Krägen an den Röcken bemerklich machten, sondern in gewöhnlichen Kleidern umhergingen und überall zuhorchten, ob nicht der Eine oder Andere gefährliche politische Reden hielt. Diese Leute hießen im Volke auch wohl Spione und genossen eine solche Hochachtung, daß man ihnen gern aus dem Wege ging und sie im Geheimen sogar oftmals mit den herrlichsten Prügeln traktirte.

Um ihren Systemen übrigens eine rechte Festigkeit und eiserne Dauer zu geben, vollendeten die Söhne des Büreaukratikus noch ein großartiges Werk, welches sie das Strafgesetz nannten, und welches für jedes mögliche Vergehen eine bestimmte Buße enthielt. So wurden unter andern große palastähnliche Gebäude errichtet, in welchen die Verbrecher mitunter ein sehr anständiges Unterkommen fanden und weit besser lebten als andere ehrliche Leute in ihren kleinen schmutzigen Hütten. In den ersten Zeiten sollen darin zwar auch grausige Orte

und Löcher gewesen sein, wo die Angeklagten und Verurtheilten keinen Strahl des Lichtes mehr zu sehen bekamen und auf faulem Stroh verhungerten. Später aber, als man überall von der Humanität sprach, schaffte man diese Grausamkeit ab. Dafür bediente man sich indeß später wieder einer andern Art von Gefängnissen, welche in Pensylvanien erfunden worden sind, und bei uns zu Lande wie Alles, was aus der Fremde kommt, bald nachgeahmt wurden. Dieselben enthalten nämlich eine Menge kleiner Zellen, in denen der Mensch immer allein sitzen und dadurch zur Selbsterkenntniß gebracht werden soll, in der That aber, wie die Psychologen sagen, in Wahnsinn verfällt. Es existirte auch eine große Verschiedenheit unter den Strafen, welche den Mördern zuerkannt wurden. Tödtete nämlich ein gemeiner Mann einen andern, so hatte er wenigstens eine lebenslängliche Haft zu gewärtigen, während ein Aristokratiker, wenn er seinen Gegner im Zweikampf umbrachte, gewöhnlich mit einigen Monaten gelinder Festungsstrafe davon kam. Auch in manchen andern Strafen waren die Büreaukratiker sehr erfindungsreich. Sie führten früher die Folter und die Spießruthe ein, besannen sich indeß

nachher eines bessern, weil sie diese Arten auf das Geschrei aller Leute für zu grausam hielten, und ersetzten sie durch den Pranger, an dem man den Sünder ganz moralisch vernichtete, und durch das Prügeln, wodurch man die Verbrecher entweder ganz und gar verhärtete oder nicht selten zum Selbstmord zwang. Alles dieses war indeß noch nichts, wenn man es mit der Todesstrafe verglich, welche sie ebenfalls als berechtigt anerkannten und nicht selten zur Ausführung brachten. Ueber alle jene vorher erwähnten Bestrafungen wird die Nachwelt vielleicht hinsehen, aber über die letztere wird sie sich nicht enthalten können das Haupt zu schütteln, zumal schon unsere Philosophen die Frage aufgestellt haben: ob der Mensch mit seinen menschlichen Einsichten berechtigt sei, dem Menschen den Hals abzuschneiden und ihn in jeder fürdern Entwicklung zu stören.

Es war durchaus nicht zu verwundern, daß sich die Aristokratiker bei Ausübung dieser wichtigen Gedanken und Lebensthätigkeiten eine außergewöhnliche Würde aneigneten. In all ihren Formen hatten sie viele Gemessenheit und Ruhe, denn die Macht über Besitz, Leben und Tod kann nicht verfehlen, demjenigen, der sie übt, einen großen Anstand zu verleihen.

So waren sie denn in der That in den strengsten und entschiedensten Formen gewiegt. Manche von ihnen hatten den Anschein, als hätten sie Bohnenstangen verschlungen. Geringere Leute wollten sogar behaupten, sie erwiesen sich von einer seltenen Grobheit und einem maßlosen Stolze. Jedenfalls aber muß diese Angabe auf einem Irrthum beruhen, denn jedermann konnte sich überzeugen, daß sie immer, wo sie mit höhergestellten Männern auftraten, äußerst geschmeidig und höflich erschienen. Vielleicht ist es eher zu glauben, daß sie nach der Aussage der Welt die Orden und Titel außergewöhnlich liebten. Diese Neigung läßt im Gegentheil auf ihren kindlichen Charakter schließen, der sich auch im Alter noch gerne mit Kindereien beschäftigte. Am meisten aber verdient der Vorwurf zurückgewiesen zu werden, daß sie alles nur aus Herrschsucht vollbrachten, da es klar am Tage liegt, daß sie immer die Meinung hegten, sie opferten sich für die Welt auf und beförderten nicht ihre eigene Existenz, sondern das Wohl der ganzen Menschheit.

Sechzehntes Capitel.

Wie Banknotikus und seine Nachkommen lebten.

Die Geschäftigkeit des Banknotikus, welche wir schon in seinen Kinderjahren zu bewundern Gelegenheit hatten, ging auch auf seine Kinder über. Es zeigte sich bei ihnen ganz dieselbe Lust, Geld zu verdienen, wie bei dem Vater und sie erwiesen sich aus diesem Grunde nicht minder geschäftig und thätig, wie er selbst. Sie waren meistens gelbsüchtige, dürre, grün- und dunkelaugige Gestalten, die man auch wohl Filze nannte und von denen man sagte, daß sie das Gras wachsen sähen und die Flöhe husten hörten. Wohin man in der Welt kam, war es nun zufällig Krähwinkel oder Dülken oder Schöppenstedt oder Schilda, oder war es das Hottentottenland und die Goldküste, überall fand man die be-

weglichen regsamen Söhne dieser Familie. Dabei machte es ihnen gar keinen Unterschied, ob sie in einen Pallast oder in eine kleine Schnapskneipe eintraten, wenn sie nur gewiß waren, daß sie einen Handel machen konnten. Zugleich war ihnen jeder Gegenstand recht, wenn er Gewinn versprach, denn sie verstanden es bald aus Dreck Gold zu machen. Das Talent, welches sie bei all diesen Unternehmungen begleitete, pflegten sie den hohen Geist der Speculation zu nennen.

Sie bemächtigten sich nach und nach des ganzen Handels im Lande. Kraut und Rüben, Kartoffeln und Schnaps, Wolle und Mist, Heu und Edelsteine und tausend andere Dinge, welche sich jeder an den Fingern abzählen kann, bildeten die vielfachen Artikel, welche sie an sich brachten und wieder vergrößerten, wobei natürlicher Weise die Einkäufe sehr billig und die Verkäufe möglichst hoch erstrebt wurden. Stand die eine oder andere Sache tief im Preise, so kauften sie dieselben und behielten sie so lange, bis sie auf die höchsten Preise gestiegen sind. Besonders großartige Geschäfte machten sie gewöhnlich in Zeiten, wo durch Mißwachs dem Lande eine Hungersnoth drohte oder auch wirklich hereinbrach. Sie speicherten

alsdann eine ungeheuere Menge Getreide auf ihren Fruchtböden auf und hielten dasselbe fest, gleichviel ob die armen Leute von Hunger getrieben jammernd durch die Straßen liefen und nicht selten aus Mangel an Lebensmitteln die scheußlichsten Krankheiten erdulbeten, ja sogar in Folge der Noth die härtesten Todesarten erduldeten. Man nannte sie auch wohl in Folge solcher Ereignisse Kornwucherer, was sie indeß wenig kümmerte, da ihre Herzen dem Wohlthun und Erbarmen ganz verschlossen waren. In ihrer Liebe zum Gewinn gingen sie sogar so weit, daß sie selbst ihre Weiber und Töchter nicht schonten, denn diese mußten sogar als Markedenterinnen den Soldaten nachlaufen und ihnen Wurst, Schnaps und Brödchen verkaufen, oder als Obstweiber mit den Früchten der Jahreszeit an den Straßenecken sitzen, und Aepfel und Birnen, Aprikosen und Trauben verhandeln. Merkwürdiger Weise wählten sie dazu aber gewöhnlich die schönsten Gesichter, welche der Sage nach die besten Verführungskünste besaßen, und Jedem, der etwas bei ihnen nahm, einen Kuß oder sonst ein Geschenk der Unschuld in den Kauf gaben.

Aber es blieb nicht bei dem Landhandel, denn

auch der Seehandel kam bald in ihre Hände. Um denselben gehörig treiben zu können, bauten sie große Schiffe und rüsteten sie mit allerlei Produkten aus. Dieselben gingen dann in fremde Länder und tauschten für ihre Früchte ausländische Erzeugnisse ein. Zu wilden Völkerschaften brachten sie gewöhnlich Nürnberger Waaren und empfingen dafür Gold und Diamanten. Ebenso holten sie sich dort Ochsenhäute, womit die Schuhe der armen Leute und die Knuten gemacht wurden, Kaffe, den die alten Weiber sehr gern tranken, Cigarren, die von den jungen Leuten geraucht wurden, China, um die Fieber zu vertreiben, Gewürze, um den Magen zu verderben, und wie sonst alle die Dinge heißen, welche, obgleich sie von den Wilden kamen, zur Civilisation nöthig waren.

Ebenso die Industrie oder das sogenannte Fabrikwesen wurde von ihnen an sich gezogen. An allen Flüssen hörte man ihre Mühlenwerke klappern und ihre Eisenhämmer pochen, und wo viele Leute wohnten, erhoben sich die rauchenden Schornsteine ihrer Dampfmaschinen. Sie sorgten dabei ebenso gut für das Leben, wie für den Tod, denn sie ließen wollene Gesundheitsunterhosen weben, welche gegen

die Erkältungen dienten, und Schwerter und Messer schmieden, womit sich die Menschen gegenseitig tödteten. Zu all diesen und vielen andern Arbeiten bedurften sie indeß eine Menge von Händen, welche sie am besten unter den armen Leuten fanden. Bei der Seltenheit des Geldes war es denn auch nicht schwer, diese überall zu finden, denn die sogenannten Proletarier waren froh, wenn sie arbeiten konnten, war auch der Lohn, den sie dafür erhielten, noch so gering, denn es galt ihnen, Weib und Kind am Leben zu erhalten. Diese Noth wurde denn auch mit von den Banknotikern auf alle mögliche Weise ausgebeutet. Dieselben mußten für einen jämmerlichen Tagelohn von Morgens früh bis Abends spät in den schlechtesten Lokalen an den ungesundesten Arbeiten zubringen und wenn sie am Ende Geld haben wollten, so erhielten sie Branntwein und nutzlose Dinge, die sie zu den höchsten Preisen anzunehmen gezwungen waren. Dies nennt man das Drucksystem, das nachher zu einer großen Höhe raffinirter Ausbildung kam.

Es war deshalb kein Wunder, wenn die Welt über ihr Verfahren räsonnirte. Um dies zu vermeiden und doch nützlicher Weise den Anschein der

Menschenliebe zu gewinnen, stifteten sie Vereine zum Wohl der Arbeiter, wobei sie aber selbst den Champagner tranken, den eigentlich die armen Leute ihnen verdient hatten. Auch gründeten sie zum Wohle des Volkes Aktiengesellschaften für Eisenbahnen, Dampfschiffahrten, Kartoffelvereine und wie sonst diese Dinge heißen mögen, wobei sie sich übrigens gar nicht genirten, das Fett von der Suppe abzuschöpfen.

Wie weit übrigens ihr Unternehmungsgeist ging, leuchtet aus dem Umstande hervor, daß sie sogar Handel mit ihren Söhnen und Töchtern trieben, indem sie dieselben an die Reichsten des Landes zu bringen suchten, gleichviel ob diese Krüppel, Strohköpfe oder Nichtsnutze waren, weshalb die Archäologen auch die Hypothese aufgestellt haben, daß Judas, welcher den Herrn für dreißig Silberlinge verkaufte, ein Ur-Ur-Uhrahn von ihnen gewesen sei. Ihr Spekulationsgeist ging überhaupt ins Unglaubliche. Wäre es möglich gewesen, so hätten sie sich von unserm Herrgott einen Wechsel auf die ganze Erdkugel ausstellen lassen.

Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß die Banknotiker durch alle diese Erwerbszweige ein unver-

nünftiges Geld verdienten und nicht wenig stolz darauf waren. Und da war es denn oft lustig anzuhören, wie die verschiedenen Mitglieder der Familie reich geworden waren, der Eine hatte seinen Beutel gefüllt durch den Handel mit Schnupftabak, der Andere durch eine Unternehmung mit Stockfischen, der Andere durch eine Expedition in das Land, wo der Pfeffer wächst, der Vierte durch den Verkauf von Ochsenhäuten; kurz jeder hatte einem andern Handelszweige sein Glück zu danken. Sie wurden dadurch aber auch ordentlich verliebt in das Geld und schworen bei keinem andern Gott als dem Gott Mammon. Was ging sie übrigens auch alles Andre an? Sie schätzten sich deshalb nie nach ihren menschlichen Eigenschaften ab, sondern nur nach ihrem Besitz. In den großen Handelsstädten gab es sogar Millionen- und Hunderttausendthalerstraßen. Wie Aristokratikus nach der Ahnen Blut und wie Pietistikus nach den Kirchenbesuchen und Klingelbeutelgaben und wie Büreaukratikus nach den Aemtern, Titeln und Orden die Menschen abschätzte, so wogen die Banknotiker sie mit der Goldwage. Und dabei wurde mit solcher Strenge verfahren, daß keiner

der eine Million im Besitz hatte, mit einem umgehen durfte, der nur hunderttausend Thaler besaß.

Die natürliche Folge hiervon war, daß sie eine entsetzliche Abneigung gegen Talent, Bildung und Stellung an den Tag legten. Ihren Verwandten, den Aristokraten, Pietistikern und Bureaukratikern zeigten sie eine offenbare Verachtung, denn sie hatten allmählig die Ueberzeugung gewonnen, daß sie dieselben mit ihrem Golde alle in die Tasche stecken konnten. Wollten die Ersten einen Krieg anfangen, so mußten sie erst bei den Geldmännern anfragen und wenn dann die Weiber über die unruhigen Zeiten lamentirten und klagten, so sagten sie: seid ruhig, es giebt keinen Krieg, denn wir gestatten keine Anleihen. Thaten die Zweiten sie in den Bann, so hieß es: wir bauen eine Kirche und lösen uns von jeder Qual, ja wir können dann sogar heilig gesprochen werden. Prunkten die Dritten mit ihren äußerlichen Ehren, so bezahlten sie: ein gewisses Capital, wurden adlig, hießen Kommerzienräthe und trugen Orden aller Art. Es traf sich sogar zuweilen, daß sie, obgleich sie eine ganz besondere heidnische Religion hatten, doch den Erlöserstern auf der Brust hängen hatten.

Um die Wissenschaft kümmerten sie sich nur insofern, als sie täglich in den Haupt- und Fakturbüchern arbeiteten und studirten und genau die philosophischen Begriffe von Soll und Haben ergründet hatten. Sonst wußten sie nichts von der Geschichte und den Völkern. Die Gelehrten benutzten sie nur, um in ihren Interessen Artikel und Schriften zu verfassen Was die Kunst anging, so hielten sie die Kunstschreiner und Anstreicher für ebenso gute produktive Geister wie die Dichter, Maler und Musiker. Als einer aus der Familie gelegentlich in einer Gesellschaft viel und mit Begeisterung von einem großen Schriftsteller sprechen hörte, sagte er: „Ich weiß nicht was sie immer mit dem Jean Paul haben. Ich habe ihn selbst in Baireuth gekannt. Er war ein ganz armer Mann.“ Ein Anderer fragte, als man Subscriptionen für Rückert sammelte und den Zweck derselben, nämlich ein Denkmal, das man ihm setzen wollte, nicht dabei aussprach: Wie? hat der Mann fallirt? Er verwechselte ihn nämlich mit einem Pelzhändler gleichen Namens. Ein Dritter fragte einen großen Maler, mit dem er bekannt wurde: ob er ihm wohl den Sims am Dache anstreichen wolle? Und ein Vierter

stellte einen Musiker, der zufällig nicht ohne Vermögen war, mit den Worten vor: Herr Ferdinand Hiller, ein großer Musiker, hat's aber Gott sei Dank nicht nöthig.

Siebzehntes Capitel.

Wie Michel Teut und seine Nachkommen lebten.

Ganz anders lautet die Beschreibung, die wir von Michel Teut und seiner Familie zu geben haben. Zunächst müssen wir berichten, daß sein Haus ganz besonders mit Nachkommenschaft gesegnet war, und daß seine Brüder sich höchstens über die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter erfreuten, wenn er Zwillinge oder Drillinge als neue Weltbürger zu begrüßen hatte. Seine Vaterfreude feierte bei diesen Gelegenheiten gar immer die schönsten Triumphe und er sah seinen Kindern stets mit derselben Gutmüthigkeit in die großen blauen Augen, die sie heiter gegen das Licht aufschlugen, und in die frischen Gesichter, die dem Leben entgegenlächelten, aber er fühlte auch bei diesem Kindersegen alle Tage mehr,

wie schwer es sei, sie in ehrenwerther Weise in die Welt einzuführen. Wir wissen schon aus früheren Mittheilungen, daß das Erbe ihres Vaters nicht besonders günstig ausgefallen war, durch die überaus reiche Nachkommenschaft wurde es noch mehr zerstückelt. In einem Häuschen wohnten bald mehrere Familien, und ein Feldchen war bald in eine Menge von kleineren Stückchen getheilt. So kam es endlich dahin, daß sie kaum mehr Platz zum Schlafen und kaum mehr Land zum Ziehen ihrer Feldfrüchte hatten.

Dieses Uebel vermehrte sich noch dadurch, daß ihnen durchaus der Sinn abging, ihr Hab und Gut in einer geregelten Weise in Acht zu nehmen und zu vermehren. Man kann zwar nicht sagen, daß sie faul und unthätig waren, im Gegentheil ihr froher Sinn und ihre thätigen Hände waren immer zur Arbeit geneigt und konnten tüchtig durchhalten. Aber es fehlte ihnen der Sinn des Eigennutzes. Wenn sie satt waren, dann waren sie froh und wenn sie froh waren, so dachten sie nicht an den morgigen Tag, sondern lebten dem Augenblick. Man konnte wirklich keine geselligeren, wohlgemüthigeren Leute finden als die Kinder Michels. Sie lebten und ließen

leben. Wer gab lieber von dem was er hatte, wenn der Nachbar darbte, wer besorgte ihn treuer in der Krankheit, wer begrub ihn mit innigerer Theilnahme und wer war lustiger bei seinen Hochzeiten und Kindtaufen, wie seine Nachkommen? Sie hatten, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf dem rechten Fleck. Es war eine wahre Freude zu sehen, wie sie im Frühling und Sommer nach vollbrachter Arbeit an den Thüren saßen und ihre Lieder sangen, wie sie im Herbst und Winter in ihren Spinnstuben hockten und erzählten. Leider aber ging es bei ihren Vergnügen mitunter auch zu lustig her. Da wurde mehr verzehrt als man besaß, mit den Fingern verdient und mit vollen Händen weggegeben. Auch das viele Herumliegen in den Kneipen, das Springen auf den Tanzböden und das Schwärmen auf den Kirchweihen that nicht gut. Es stellten sich nach und nach Schulden ein; ein Häuschen ging nach dem andern weg und ein Feldchen wurde nach dem andern verkauft, was um so leichter geschehen konnte, da sie sehr leichtgläubig und ungelehrt waren und sich deshalb sehr leicht von Leuten, welche sie ausbeuten wollten, betrügen ließen. Zu Hause aber trat Mißmuth ein, der Mißmuth erzeugte Un=

thätigkeit, eine schnelle Folge war die Unordnung und der Schmutz. Kurz die Söhne Michels waren bald so arm wie die Kirchenmäuse.

Was blieb nun anders übrig, als Hülfe bei den ältern reichen Verwandten zu suchen? Allein diese wußten auch wo Bartel den Most holt, und gaben nichts umsonst. Wenn die Kinder des guten Michel sich an ihren Thoren zeigten und um eine Gabe anhielten, so sagten sie: „Wurst wider Wurst. Wir wollen euch gerne etwas verabreichen, aber ihr müßt uns mit euren tüchtigen Gliedern und euren besondern Fähigkeiten Dienste dagegen thun. Wir waren stets besorgt, daß unsre Vermögensumstände in guter Verfassung blieben. Wenn ihr nicht ebenso verfahren seid, so ist das euer Fehler. Umsonst ist der Tod. Wenn ihr aber für uns arbeiten und uns zur Hand sein wollt, so sind wir nicht abgeneigt, euch eure Mühen zu vergelten.“ Die Bittsteller hatten natürlich nichts anders zu thun, als diese Anträge anzunehmen, besonders wenn sie nicht zu Hause mit Weib und Kind am Hungertuche nagen wollten. Und so kamen sie denn dazu, für ihre Brüder die verschiedenartigsten Arbeiten zu unternehmen.

Bei den Aristokratikern dienten sie als gemeine Soldaten, spielten unter ihrer Leitung Krieg und gingen auch manchmal in die Schlacht, bei welcher Gelegenheit sie ihren Herren oft eine solche Treue an den Tag legten, daß sie sich für dieselben todtschlagen ließen. Auf ihren Jagden machten sie die Treiber, Hundejungen und niedere Jäger, in ihren Ställen versahen sie den Dienst als Pferdeknechte, auf den Böcken im Wagen saßen sie als Leibjäger und Kutscher, im Hause qualificirten sie sich als Bedienten, in ihren Küchen als Köche. Es gab überhaupt keinen erniedrigenden Dienst in den Schlössern, den sie nicht mit einer eigenthümlichen Selbstverläugnung vollbrachten. Aber nicht allein um die Personen der Aristokratiker blieben sie bemüht, sie mußten auch für die Felder, Wiesen, Obstgärten und Wälder derselben ihre Kräfte anspannen. Sie gingen für sie als Bauern hinter den Pflügen, besäten die Aecker, mähten das Getreide, pflanzten die Weingärten, kelterten die Trauben, sorgten für Obst und Gemüse, bewässerten die Wiesen und pflegten die Forsten. Und bei all diesen Gelegenheiten verdienten sie ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts. Weiter hatten sie auch nicht viel von der tagtäglichen Mühe. Denn

ihr Lohn war selten der Art, daß sie sich im Stande sahen, etwas zu erübrigen. Häufig waren ihre Verhältnisse sogar so schlimm, daß sie immer und ewig die Leibeigenen ihrer Gutsbesitzer blieben, und von diesen wie eine Waare angesehen wurden, die man natürlich auf jede beliebige Weise veräußern kann.

Weniger Beschäftigung fanden sie bei den Pietistikern. Diese liebten es nämlich nicht, sich in die Karten sehen zu lassen und versahen ihre Mysterien meistens allein. Nur zu den gröbern Handleistungen, wie zum Glockenläuten, zum Kirchenreinigen und zum Aufwerfen der Gräber wurden sie wohl in Anspruch genommen. Aber diese Geschäfte mußten die Kinder Michels meistens um Gottes Willen verrichten. Ebenso wurden sie veranlaßt, die Kirchen und Klöster ohne Zahlung zu erbauen. Desto mehr aber waren sie angehalten, die Kirchensteuern und den Zehnten regelmäßig zu zahlen. Den einzigen Lohn, den sie hierfür erhielten, bestand zuweilen in einem Segenspruch, einem Sündenablaß und einem Stuhle im Himmel, auf welchen sie die Anwartschaft haben sollten.

Auch bei den Bureaukratikern konnten sie wenig Dienste thun, denn die Geschäfte, welche dieselben

ausübten, verlangten eine Gelehrsamkeit, welche man in der Familie Michel vergebens suchte, weil ihr Sinn zu grad und ihre Rechtlichkeit zu klar war. Sie wurden deshalb nur zu Portiers bei den Regierungsgebäuden und Gerichtshöfen, zu Gefängnißwärtern, Polizeidienern, Pedellen und Henkern benutzt. Im höchsten Falle aber kamen sie zuweilen dazu, den hochgelehrten Perrücken die Akten abzuschreiben und die Schuhe zu putzen.

Bei weitem den größten Wirkungskreis aber fanden sie bei den Banknotikern. Die vielfachen Unternehmungen, welche diese immer unter Händen hatten, beschäftigten nämlich gewöhnlich eine große Menge von Menschen. Bei dem Landhandel gebrauchten sie Männer, welche den Wagentransport leiteten, und bei dem Seehandel Schiffer und Matrosen, welche die Fahrzeuge handhabten. Eine unendlich größere Menge von Leuten hatten sie bei ihren industriellen Unternehmungen nöthig. Michels Söhne füllten bald ihre Werksäle und hießen dann Weber, sie hämmerten in ihren Schmieden und hießen Schmiede, sie besorgten ihre Mühlwerke und hießen Müller, sie stiegen in ihre Bergwerke und hießen Bergmann, sie verfertigten ihre Schlösser und

hießen Schlosser, sie hobelten ihre Möbel und hießen Schreiner, sie nähten ihre Kleider und hießen Schneider, sie machten ihnen die Schuhe und hießen Schuster. So ging es in allen Gewerken fort und die Spuren sind noch gegenwärtig vorhanden, indem sich im Volke überall diese Namen vorfinden. Allein auch hier hatten sie geringen Lohn von ihren Arbeiten, während die Banknotiker mit den Produkten ihrer Hände glänzende Spekulationen machten und heilloses Geld verdienten.

Unterdessen gaben sich doch nicht alle Arbeiter zu diesen herabwürdigenden Beschäftigungen her. Man fand bald viele unter ihnen, welche das Thun und Treiben der Banknotiker durchschauten, und die gierigen Kniffe derselben zu sehr verabscheuten, um sie nachzuahmen. Die geheimen Wissenschaften der Bureaukratiker nebst der Praxis, welche sich daran band, fand bei ihnen ebenfalls wenig Zuneigung, denn was sollten sie mit einem Recht, dessen Handhabung täglich den Beweis lieferte, daß es nicht auf den Gesetzen der Natur beruhte? Was sollten sie mit der Religion der Pietistiker, welche in ihrer falschen Erklärung und Anwendung den Gesetzen der Liebe, die ihre Basis bildete, Trotz bot? Sie fanden

dagegen bald andere Wissenschaften, welche ihrem Geschmacke mehr zusagten und welche durchaus geeignet waren, den Verstand aufzuklären und die Menschheit wahrhaft zu beglücken, indem sie die Mittel in die Hand gaben, eine strenge Kritik der Geschichte und des Lebens zu üben. Es waren dies die Philosophie und die Naturwissenschaften, welche auf das Eifrigste von Michels Söhnen getrieben wurden und zu einer seltenen Höhe der Entwicklung gediehen. Es dauerte sogar nicht lange, so gründeten sie Schulen für diese Zweige des Wissens, worin eine Menge von Leuten erzogen wurden, welche der Welt außerordentlichen Nutzen geleistet haben. Es war eine wahre Freude dieselben später als Lehrer auftreten und Aufklärung verbreiten zu sehen, es war eine Lust zu betrachten, wie sie die Gesetze des Himmels und der Sterne, den Bau der Erde, das Wesen der Pflanzen und die Natur der Thiere belauschten, wie sie die Stoffe zersetzten und Würmer und Licht erforschten, um die daraus gewonnenen Resultate auf das Leben anzuwenden.

Aber noch mehr! Auch die Künstler wuchsen aus ihnen hervor, welche durch ihre herrlichen Werke den Geist zur Schönheit und das Herz zur Liebe

heranbilden. Bald gab es unter diesen Enkeln der Germania eine Menge erhabener Dichter, welche unsterbliche Werke in das Leben gerufen haben; es gab unter ihnen Musiker, welche durch ihre Töne die großartigsten Regungen der Seele hervorzurufen wußten; es gab endlich unter ihnen Bildner, welche die Geschichte und das Leben in neuen idealischen Formen vergegenwärtigten und die entzückten Beschauer mit Gedanken und Farben berauschten. Noch mehr aber zündeten diese Männer durch ihre schaffenden Geister, denn die Art und Weise, wie sie sich zu dem Leben verhielten, machte aller Welt den Gedanken klar, daß der Mensch sich von den äußern Dingen, von Eitelkeit, Adel, Titel, Orden, Herrschsucht und Eigennutz befreien und sich zur geistigen Freiheit und Gleichheit aufschwingen müsse, weil dies die einzige Lebensluft ist, in welcher es dem innern Wesen des Menschen wohl sein kann.

Achtzehntes Capitel.

Wie die Schwiegertöchter der Germania und ihre weiblichen Nachkommen lebten.

Nachdem wir uns so gründlich über das Thun und Treiben der Männer aus dem Geschlechte Teut unterrichtet haben, ist es eine nicht zu versäumende Pflicht der Galanterie, uns auch noch einmal nach ihren Frauen umzusehen. Es wird dies um so angenehmer für unsre Leser sein, als sie sich gewiß noch erinnern werden, daß wir sie in dem denkwürdigen Augenblicke aus dem Gesichte verloren haben, wo gerade die Pantoffelherrschaft ihre merkwürdigen Einflüsse entwickelte. Wir haben schon auf diese höchst wichtige Zeitperiode aufmerksam gemacht und fügen jetzt noch hinzu, daß die Frauen sich, vermöge der kleinen feenartigen Schuhe, in

deren Besitz sie durch die Germania gekommen waren, immer größere Gewalt anzueignen wußten. Namentlich war dies in den Häusern der vier ältern Brüder der Fall und diese Vorrechte galten bald nicht mehr allein den Müttern, sondern auch den Töchtern, die sich ebenso wie die Söhne ins Endlose vermehrten. Eine natürliche Folge dieses Zustandes war, daß die sämmtlichen Weiber hierdurch von Tag zu Tag stolzer und übermüthiger wurden.

Noch größer aber sollte die Umwälzung werden, als sich eine Dame im Lande, von dem die Rede ist, zeigte, welche unter dem falschen Namen einer Frau Emancipation reis'te, vorgab, sie sei aus dem Frankenlande gekommen, und bei den weiblichen Mitgliedern der Familie Teut ihre Aufwartung machte. Da sie ein äußerst glattes und einschmeichelndes Wesen besaß und sich in den leichtesten geselligen Formen bewegte, so wurde ihr dies durchaus nicht schwer. Bei der Frau Adelgunde von Hochhinaus führte sie sich als eine Comtesse ein, bei Frau Magdalene Mucker als eine Generalsuperintendentinwittwe, bei der Frau Justiane Kode als eine geheime Oberlandsgerichtsvicepräsidentin und endlich bei Dukatchen Rothschild als eine geschiedene Bankiersfrau. Alle

aber wußte sie gleicherweise durch ihr Auftreten zu gewinnen und ihnen mit den honigsüßesten Worten das verderblichste Gift in die Seele zu gießen, was ihr auch auf das trefflichste gelang. Alle ihre Verführungskünste gingen nämlich darauf hinaus, daß die Frauen in der Zukunft auf die entschiedenste Weise ihren Männern Trotz bieten sollten. Die Anna Maria Thorheit verschonte sie aber mit ihrem Besuche, weil der Stand derselben ihr nicht hoch genug war.

Es war nicht zu verwundern, daß es jetzt in den Häusern von Germanias Söhnen bald anders aussah. Bei ihrem Benehmen, das ganz außer Rand und Band ging, nahmen sich die Frauen die Liebhabereien ihrer Männer zum Muster. Die Sprüchwörter: „Unter den Wölfen muß man mitheulen" und „schlechte Gesellen verderben gute Sitten" fanden hier völlig ihre Anwendung. Die Aristokratiker verweigerten ihren Gattinen nicht länger ihre Begleitung zum Tournier und zum Steeple chase; sie durften dafür in ihren Gewändern das Familienwappen tragen und theilten den Siegern die Preise aus. Justiane und ihre Töchter arbeiteteten mit an den Urtheilen, welche ihre Männer für die Gerichts-

höfe ausarbeiteten, schrieben Verfügungen und nahmen die jungen Leute, welche Anstellung suchten, unter ihre besondre Protektion. Magdalena Mucker und ihre Nachkommen durften es wagen einige selbsterfundenen Stellen in die Predigten ihrer Pietistiker einzuflicken und spielten die Hauptrollen bei den Conventikeln, den Jungfrauenvereinen, Bibel- und Missionsgesellschaften. Endlich hatte Dukatchen Rothschild mit ihren Töchtern die Befugniß, Wechsel auszustellen, Schulden zu machen, indische Shwals und die kostbarsten Geschmeide zu tragen.

Das alles wäre indessen noch zu verzeihen gewesen, hätte das Unwesen bei allen nicht noch größere Fortschritte gemacht. Aber sie kümmerten sich nicht im Mindesten mehr um Hauswesen, das Kochbuch wurde als eine gemeine Lectüre in die Ecke geworfen, vom Waschen und Bügeln verstanden sie gar nichts, ihre Kinder trugen sie nicht mehr an der Brust, weil sie diese natürliche Pflicht für ordinär erachteten, sondern überließen sie lediglich Ammen und leichtsinnigem Gesindel, dafür aber fegten sie von einer Gesellschaft in die andre, wobei sie sich mit einer Menge von zweifelhaften und abenteuerlichen Freiern umgaben, von denen sie die meisten ebenso schnell

wieder abschafften, wie sie dieselben durch ihre wohlberühmten Koketterien angeschafft hatten. Einige ergaben sich sogar der falschen großthuenden Gelehrsamkeit und prunkten mit Phrasen, von denen sie kaum einen Begriff hatten, indem sie Worte aus fremden Sprachen in die Unterhaltung mischten, die sie nicht selten sogar falsch aussprachen, weil sie den Sinn nicht verstanden. Manche trieben es noch weiter: sie trugen Mannskleider und rauchten Cigarren und jagten auf den wildesten Rossen umher, wobei es denn allerlei seltsame und durchaus nicht ehrenwerthe Abenteuer absetzte. Ueberhaupt geriethen sie auf diese Weise auf die verwerflichsten Abwege und es kamen dadurch die mannigfachsten Verdrießlichkeiten in die Familien.

Ungleich besser sah es im Hause des Michel Teut aus. Wo kein Luxus herrscht, da kommen die Menschen schon von selbst nicht auf allzuüppige Gedanken. So ging es denn mit der Anna Maria Thorheit und ihren Töchtern einen bessern Weg, als ihn die hochmüthigen Schwägerinnen eingeschlagen hatten: dort gingen die Weiber in einfachen Rosakleidern umher und arbeiteten tüchtig und wenn auch mitunter schlechte Zeiten eintraten, so söhnte

die darauf folgende bessere sie wieder aus Was aber das beste war, sie ließen sich durch diese Zustände nicht leicht und für lange Zeit kirre machen, sondern erhoben sich aus den Unannehmlichkeiten, worin sie zuweilen durch das zu flotte sorglose Wesen der Männer gestürzt wurden, immer wieder mit frischem Muthe, um ehrenvoll durch das Leben zu kommen.

Wie die vier ältern Brüder den schlichten Michel von Tag zu Tag mehr verachteten, weil er nur ihre gemeine Arbeiten verrichtete, so verschmähten ihre Frauen schon längst immer mehr das einfache natürliche und herzliche Wesen seiner Frau. In dieser Abgeschlossenheit machte sie an einem schönen Abend, als sie von ihren Arbeiten ausruhend mit ihrer frischen Kinderschaar an der Thür saß, die Bekanntschaft des wahren Fräuleins Emancipation aus dem Hause Natürlich, welche mit einem duftenden Veilchenstrauß an der Brust bescheiden vorüberging. Die beiden Frauen sahen sich von ungefähr in die großen unschuldigen blauen Augen, begrüßten sich, gingen auf einander zu und lagen sich beide als unzertrennliche Freundinnen im Arm. Das rechte Fräulein Emancipation, das sich weder für eine

Gräfin, noch sonst etwas, sondern für ein gewöhnliches Menschenkind ausgab, hatte von nun an den günstigsten Einfluß auf den Geist von Michels Frau. Die geringe Eitelkeit, mit welcher ihr Wesen ausgestattet war, drängte dieselbe mit Würde und Entschiedenheit immer mehr in den Hintergrund. Sie that dabei einen Schwur, stets wahr, offen, gerecht und freundlich zu sein. Von nun an kam keine Lüge mehr über ihre Lippen. Sie zeigte nach allen Seiten hin ihre Freundschaft, wenn die Menschen derselben werth schienen, und ebenso ihre Abneigung, wenn sie Stolz, Falschheit und Selbstsucht an ihnen bemerkte. Auch hütete sie sich, wie ihre Schwägerinnen über die Menschen zu lästern und zu schimpfen und Dinge von ihnen zu erzählen, welche aller Wahrheit entbehrten. Dabei war sie neckisch, heiter, voll guter Einfälle, wenn sie nach der Arbeit mit Andern zum Scherze zusammenkam. Daß sie allen eiteln Aufwand in Kleidung und Speise und Trank vermied, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen. Ihre Töchter wurden ganz in demselben Sinne erzogen.

Michel Teut wurde durch dies Wesen seiner Frau und aller ihrer Kinder von Tag zu Tag

glücklicher und heiterer. Sie trockneten ihm den sauren Schweiß von der großgewölbten Stirne und küßten ihm die düstern Sorgen von seinem rüstigen Antlitz. Und so gingen sie einstmals an dem Ufer des großen Flusses spatzieren. Es war ein schöner Sommerabend, die Luft war lau und blau, Kähne mit weißen Segeln kamen wie Schwäne über die glatte Fluth, die leise rauschend an das Ufer schwoll, die Blumen dufteten und die Bäume säuselten ihnen entgegen. Michel gestand seiner Anna Maria, daß er an ihrer Seite unendlich glücklich sei und daß er glaube, im Himmel könne das Leben nicht schöner sein. Nun, sagte sie, ich habe ganz dieselben Gefühle. Und da habe ich hinfort der leidigen Pantoffel nicht mehr nöthig, den ich dir sonst so oft zeigen mußte, wenn du die Hausordnung nicht hieltest. Da du aber jetzt so gut bist, tüchtig arbeitest, nur zu Zeiten in das Wirthshaus gehst und stets nüchtern nach Hause kommst, so wollen wir den verhängnißvollen Schuh in das Wasser versenken, damit er dort bei dem Nibelungenhorte liege. Dann nahm sie den Pantoffel aus ihrer Tasche, band ihn an einen schweren Stein, und Michel, dem das Herz ganz leicht wurde, schleuderte ihn weit in die silber=

glänzenden Fluthen. Die Kinder, welche sie auf dem Spatziergange begleiteten, thaten unter lautem Jauchzen dasselbe und das wahre Fräulein Emancipation, geborne Natürlich, sah mit zufriedenem Lachen diesen schönen Scenen zu.

Neunzehntes Capitel.

Wie der Streit unter den Brüdern ausbrach.

Während die Nachkommen der vier ältern Brüder in derselben Weise fortfuhren, nach Macht, Glanz und Reichthum zu streben, bildeten sich einzelne Mitglieder aus dem Hause des guten Michels immer mehr aus und suchten ihren Ruhm in der Ausbildung des Geistes. Bald gab es unter ihnen eine Menge von Männern, welche durch ihre Arbeiten in den weiten Gebieten des Wissens berühmter geworden waren, als ihre Verwandten mit all ihren Gütern und Privilegien, denn man nannte sie über den ganzen Erdboden mit der ausgezeichnetsten Anerkennung. Ja, sie wirkten durch ihren Ruf sogar dahin, daß einzelne Söhne der andern Brüder ihre Abkunft, ihren Stand und ihr Geschäft abschworen,

um auf denselben Bahnen zu glänzen, auf denen die Kinder Michels sich so herrlichen Namen errungen hatten. Dies geschah um so eifriger, je mehr sie sahen, daß die Welt immer weniger Respekt für ihre eingebildeten Vorzüge an den Tag legte und ihnen nur diente, weil sie die Mittel zum Bezahlen hatten, dagegen ihre tiefern Sympathien den großen Eigenschaften in Kunst und Wissen zuwandte. Es ging sogar so weit, daß man diesen großen Männern Wappen, Titel und Orden verlieh, und sie in die sogenannten höheren Stände versetzte. Glücklicher Weise waren diese Schmeicheleien aber nur im Stande. Einzelne zu bestechen und zu verblenden, während die Menge keinen Pfifferling dafür gab.

So kamen denn auch endlich die Tage, wo für Michels Nachkommenschaft der Waizen blühte. Sie nahm aber auch mit der größten Rüstigkeit die Gelegenheiten wahr, um der Menschheit durch ihre Bestrebungen nützlich zu werden. Diejenigen, welche den Studien der Natur zugewendet waren, maßen Himmel und Land, erforschten die Beschaffenheit der Erde und des Meeres, zerlegten Thiere und Pflanzen, bestimmten die Gesetze der Wärme, der Schwere, des Lichts, des Schalls und förderten eine Menge

von Dingen zu Tage, welche in ihrer Anwendung eine Umwälzung in das ganze Leben brachten. Zugleich untersuchten sie die Krankheiten und strebten die Mittel aufzufinden, dieselben zu heilen. Andre, welche mehr zur Erforschung des menschlichen Geistes geneigt waren, zerlegten das Denken und prüften die Gesetze der Gesellschaft, indem sie dieselben von ihren Mißbräuchen und Vorurtheilen zu reinigen suchten. Unter ihnen gab es manche, welche sich besonders mit dem Bildungsgange der Völker und ihren Thaten beschäftigten und dieselben aufzeichneten. Wieder Andre, welche der Kunst ergeben waren, erfanden Pläne zu großen herrlichen Gebäuden und schmückten sie mit prächtigen Bildern und Statuen aus, während ihre Geistesgenossen dort die edelsten Werke theils selbst vorlasen, theils als Schauspiele, theils als Musikstücke aufführen ließen. Wie aber der Zufall oft die seltsamsten Erfolge zum Vorschein bringt, so waren einige unter diesen Enkeln der Germania so glücklich, Entdeckungen zu machen, die nachher die allergrößten Rollen spielten. Einer erfand nämlich das Pulver, ein Anderer die Buchdruckerkunst und ein Dritter die Dampfmaschinen und Eisenbahnen, welche indeß nach andern aus dem

Kopfe eines Nachbars, Namens Johannes Bull, hervorgegangen sein soll.

Alle diese Umstände hatten zunächst die Folge, daß die Söhne Michels sich selbstständiger und kräftiger fühlten, als es bis jetzt der Fall gewesen war. Die Anmaßungen ihrer Verwandten, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen, wurden ihnen immer unerträglicher. Kommt erst die Einsicht, so folgt auch die Besserung auf dem Fuße. Gegen die Unterdrückungen, welche Aristokratikus fortwährend ausübte, gab die Erfindung des Pulvers ein so treffliches Mittel an die Hand, daß der geschickteste Arzt es nicht besser hätte verschreiben können. Aber der älteste Bruder merkte auch den Braten und lenkte ein, denn er fühlte, daß er hinter den Thüren und Mauern seiner Burgen nicht mehr sicher war. Viele derselben, besonders diejenigen, welche auf hohen Felsen erbaut waren, wurden sogar ganz von ihm verlassen und zerfielen in Schutt und Asche. Sein eignes Betragen stimmte sich außerordentlich herunter und er war hinfort freundlicher gegen seine armen Vettern, was jenen sehr gut that, aber doch deshalb keine rechte Freude hervorbrachte, weil es gezwungen

geschah. Uebrigens sanken die Wappen und Stammbäume doch sehr im Preise.

Noch großartigere Wirkungen hatte die Buchdruckerkunst. Was lange gefühlt und gedacht worden war, konnte durch sie in kurzer Zeit und mit großer Leichtigkeit Eigenthum Aller werden. Das geheime Schreiben litt einen gewaltigen Stoß, als das öffentliche Drucken anfing. Da blieb es nicht mehr dabei, daß die alten Bücher, welche die Mönche und Magister copirt hatten, gelesen wurden, denn es erschienen von nun an auch eine Menge neuer Werke, welche ganz andre Gedanken in die Welt setzten. Ja, man vertheilte sogar täglich Zeitungen, in denen Lehren vorkamen, welche man bis jetzt kaum geahnt hatte. Dieselben waren den vier ältern Brüdern und ihren Häusern durchaus nicht günstig, weil sie sich über jeden Schein lustig machten und nur der Wahrheit das Wort redeten. Den großen Herren war dies natürlich sehr unangenehm und sie thaten sich zusammen, und erfanden eine Maßregel, welche sie Censur nannten und wodurch sie alles unterdrückten, was ihnen nicht angenehm schien.

Je größer indeß diese Unterdrückung wurde, je kühner stellten sich die Kinder Michels hin. Es

ist eine alte Erfahrung, daß Leute, welche den Geist gepachtet zu haben glauben, am empfindlichsten gegen jeden Angriff sind. Die Pietistiker, welche sich dem Himmel am nächsten wähnten, hielten sich auch für die gescheitesten Leute der Welt. Anfangs, als die Söhne Michels sich unterstanden, die Wahrheiten ihrer Lehren und die Rechtlichkeit ihres Handelns zu bezweifeln, verwunderten sie sich nur, daß ihre Unfehlbarkeit nicht mehr überall Geltung hatte und fuhren fort wie immer. Später aber, als die Angriffe nicht aufhörten, sondern sogar stärker wurden, erzürnten sie sich und thaten alles Mögliche gegen die Andersgläubigen. Sie tobten und schimpften überall über ihre Anmaßungen und thaten sie sammt und sonders in den Bann. Zugleich suchten sie viele Leute von der Verworfenheit der schnöden Ketzer zu überzeugen und auf diese Weise Bundesgenossen gegen sie zu gewinnen, was ihnen auch unter den Aristokratikern, Büreaukratikern und Banknotikern, die ebenfalls anfingen, die Söhne Michels zu fürchten, in vollem Maße gelang. Diese ließen sich indeß nichts anhaben und nun ging ein Kampf los, den man auch wohl die Reformation genannt hat.

Unglücklicher Weise wurden zu jener Zeit noch

alle Streitigkeiten mit den Waffen ausgemacht. That der Eine dem Andern etwas zu leid, so ging es gleich an ein Hauen und Stechen, bis Blut geflossen oder gar ein Leben zerbrochen war. Zu dieser Art, ihre Sache abzumachen, nahmen auch diesmal die Streitenden ihre Zuflucht. Bald rückten von beiden Seiten große Heere in das Feld und es erschollen die Kunden von den blutigsten Kämpfen. Unter beiden Partheien gab es Männer, die wie Löwen fochten; die Einen riefen: für den alten festen Glauben! die Andern: für Glaubensfreiheit! Lange Zeit blieb die Sache unentschieden. Zuletzt aber siegten die Letztern dem Gedanken nach, denn es siegte das edle Prinzip, daß Jeder nach seiner Façon selig werden dürfe. Die Pietistiker existirten zwar fort, aber sie wurden doch mehr in den Hintergrund gedrängt, und wenn sie auch noch immer von ihrer unbeschränkten Herrschaft sprachen, so glaubte ihnen doch keine Seele mehr recht.

Nach diesen Vorgängen blieb es wieder eine gute Weile stille, während dessen die Aristokratiker und Büreaukratiker etwas gemäßigter verfuhren, indem sie einsahen, daß ihre Existenz doch auch nur auf dem Scheine beruhte. Im Ganzen hatten sich

Michels Nachkommen wenigstens nicht über sie zu beklagen. In dem Nachbarlande aber, wo ein gewisser Gallus Frank wohnte, der mit Michel enge Freundschaft geschlossen hatte, weil er sich zu denselben Grundsätzen bekannte, herrschten dieselben Zustände und zwar noch in einem höhern Grade. Dort brüsteten sich nämlich ebenfalls Leute mit ihren Wappen und mit ihren Stellen, indem sie glaubten, daß sich ewige Privilegien daran knüpften. Gallus Frank wurde aber darüber so empört, daß er es seinem Freunde Michel, der die Pietistiker so schon zur Ruhe gebracht hatte, nachthat und diesen Leuten die hohlen Schädel einschlug. Man kann sich denken, daß die Kunde davon in den Ländern der Germania einen großen Eindruck machte. Es war nahe daran, daß die Kinder ihres jüngsten Sohnes, welche die alten Unbilden ihre Brüder nicht vergessen hatten, zu denselben Maßregeln geschritten wären. Jedoch reichte schon ein kräftiges Schreien und ein Klappern mit den Waffen hin, um die Aristokratiker und Büreaukratiker über alle Maßen artig und zahm zu machen.

Von dieser Zeit an fügten sich dieselben denn auch mehr in Land und Leute. Die Ersten be-

hielten zwar ihre Wappen und die Namen ihrer Besitzungen und vor allen Dingen das herrliche Wörtchen „von" bei, und man ließ sie ihnen gern, wie man den Kindern zerbrochene Spielsachen läßt, weil sie sich damit am liebsten amusiren, aber es gab doch bald ganze Landschaften, in denen sie keine besondere Privilegien mehr in Anspruch nahmen, denn sie mußten sich unter dieselben Gesetze bequemen, wie ihre Verwandten, über welche sie sonst zu Gericht gesessen hatten. Auch besaßen sie keine Leibeigenen mehr und verloren die alte Anwartschaft, in den Heeren allein die Befehlshaber zu spielen. Nicht besser ging es den Büreaukratikern, die zwar auch ihre äußerlichen Titel als alte Erbstücke bewahrten, aber doch ihrer alleinseligmachenden Unfehlbarkeit entkleidet wurden. Denn die Söhne Michels bewiesen ihnen mit den klarsten Gründen, daß sie keine Ausnahmsmenschen wären, und daß auch andere Leute Beruf hätten, das Land zu verwalten und zu Gericht zu sitzen. So mußten sie sich denn bequemen, bei ihren Urtheilen auch Männer aus dem „Volk", das sie so sehr verachtet hatten, und welche den Namen Geschworne führten, zu hören. Ebenso wurden zum Behuf der Verwaltung des

Landes Räthe aus denselben zu großen Versammlungen zusammen berufen, welche über Alles, was das allgemeine Wohl anging, ihre Stimmen abzugeben hatten. So ging es allmählig von den Faustkämpfen zu den edlen Kriegen des Geistes.

Banknotikus mit seinen Söhnen wollte indeß am wenigsten von seiner schnöden und verwerflichen Habsucht ablassen, denn sie hatten den alten Spruch: „das Geld regiert die Welt", nicht vergessen. Es gereichte ihnen zur besondern Freude, ihre ältern Brüder sammt der Nachkommenschaft täglich mehr an Achtung und Einfluß verlieren zu sehen und sie glaubten sich dadurch nur sicherer und unbesiegbarer. Scheinbar mochten sie so Unrecht nicht haben, denn sie calculirten, daß bei jenen doch nur imaginäre Eigenschaften geherrscht hätten, während sie ihre Macht auf unvergängliche Metalle gebaut hatten. Sie wähnten auf diese Weise ihre Kirche noch fester wie auf Felsen gegründet. Im Gegensatze zu ihren Brüdern nannten sie sich mit ungeheuerm Stolze „Bürger" und in ihrer Gesammtheit „Bourgoisie." Und man dachte in der That, wenn sie auf diese Weise ihr Signalement gaben, es stecke noch etwas ganz anderes und viel besseres dahinter, als irgend

ein Großmogul oder chinesischer Kaiser. Uebrigens gab es in der That verflucht pfiffige Köpfe unter ihnen, die so riesenhafte und halsbrecherische Speculationen machten, daß es den übrigen Menschenkindern angst und bange wurde, denn es handelte sich um nichts weniger als sie sammt und sonders arm zu machen und die aufgehäuften und erpreßten Reichthümer auf das Haus Banknotikus zu bringen. Dies gelang denn auch auf eine bewunderungswürdige Weise, denn wer irgend einen Besitz hatte, mußte daran glauben. Die Rittergüter der Aristokratiker wie die Hütten der Familie Michel kamen in ihre Hände. Kurz sie hatten bald Land und Leute im Sack. Aristokratikus konnte nicht mehr Krieg spielen, Pietistikus keine Procession mehr halten und Büreaukratikus kein Gefangenhaus mehr bauen oder sie mußten an die Thür des Banknotikus anklopfen. Innere und äußere Angelegenheiten gingen durch seine Hände. Uebrigens thaten sie bei dieser allgemeinen Herrschaft, welche sie führten, doch immer sehr freisinnig, aber die Freiheiten, welche sie wünschten, waren doch der Art, daß sie dadurch ihre eigene Macht vergrößerten und begründeten. Wie oft hörte man sie nicht von Con=

stitution sprechen, aber sie wollten nur deshalb einen Staat, wo der Besitz vertreten sei, damit sie selbst ihn lenkten, sie wollten Preßfreiheit, damit sie den Büreaukratikern desto besser an das Leder könnten. Diese edle Erfindung der Buchdruckerkunst, welche sie Michel verdankten, wollten sie nicht gebrauchen, sondern mißbrauchen. Auch die Dampfkraft machten sie sich durch Michels Hülfe zu Nutzen, indem sie die Meere und Flüsse mit brausenden Schiffen durchsegelten und Eisenbahnen durch das Land zogen, wo sie freilich herrlichen Profit hatten, aber zugleich die Dummheit begingen, daß sie allen Leuten Gelegenheit gaben, zu einander zu kommen und sich über ihre habsüchtigen Bestrebungen aufzuklären.

Hochmuth kommt vor dem Fall! Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Diese alten Sprüchwörter bewiesen auch hier ihre Wahrheit. Die Familie Banknotikus war mit der Zeit so entsetzenerregend kühn geworden, daß sie von Alt und Jung, Hoch und Niedrig auf das Gründlichste gehaßt wurde. An manchen Orten stieg die Wuth und der Zorn sogar so bedrohlich, daß der gemeine Mann ihr die Fabrik- und Handelshäuser zertrümmerte, zumal wenn er sah, daß sein blutiger Schweiß

ohne Belohnung blieb, und daß man ihm Steine statt Brod gab. Dann aber rief Banknotikus um Hülfe, holte sich Soldaten und ließ die Hungergestalten zusammenschießen, indem er behauptete, sein Eigenthum, das Gott weiß wie zusammengeschachert war, sei heilig und darum unantastbar. Die Vernünftigen und Ruhigen aus dem Volk aber hungerten lieber und hofften seufzend auf bessere Zeiten, denn sie sahen ein, daß die Banknotiker sich doch zuletzt durch ihre rasenden und wahnwitzigen Schwindeleien zu Grund richten mußten. Und sie hatten in der That recht, denn eines schönen Morgens hieß es überall: Das Haus Banknotikus hat Bankerott gemacht.

Zwanzigstes Capitel.

Wie die Söhne der Germania Frieden schlossen.

So ändern sich die Zeiten! Das Land der Germania, welches wir im Anfange unsrer Geschichte als eine wahre Wüste kennen lernten, in welcher man den Wald vor lauter Bäumen nicht sah, hatte jetzt einen ganz hübschen Anstrich bekommen. In seinen Ebenen sah man im Sommer die gelben Saaten wogen, in seinen Gründen lagen herrliche üppige Wiesen, und an seinen Hügeln prangten Weingärten und Obstwälder. Dabei war es rings besät mit Dörfern, welche aus grünen Baumgruppen hervorsahen, und mit Städten, deren weiße Mauern und stolze Thürme weit in die Ferne grüßten. Was aber allem noch einen ganz besondern Reiz gab, das war das vielfältige Leben, was durch die Land=

schaften und Wohnsitze der Menschen wogte. Die Ströme waren mit Flössen und großen Schiffen angefüllt, welche die Erzeugnisse und die Menschen von einem Ort zum andern trugen. Jedes Bächlein war benutzt und trieb ein klapperndes Mühlenwerk. Dabei war das Land von einer Menge von schönen glatten Straßen durchschnitten, welche knarrende Wagen trugen, und mit Eisenbahnen bebaut, welche dampfende Züge mit einer Schnelligkeit in die Weite trugen, daß der schnellste Vogel ihnen kaum beikommen konnte. Ueberall aber, wo es viele Menschen gab, stiegen rauchende Schlote in die Lüfte und gaben Zeugniß einer nie ruhenden Betriebsamkeit.

So ändern sich die Zeiten! Aber auch die Menschen mit ihren Sitten und Gebräuchen waren nicht dieselben geblieben. Wo war noch das alte patriarchalische Wesen geblieben? Wenn einer sagte, er sei von Gottes Gnaden dies oder das, so schüttelten die Leute die Köpfe; behauptete einer, er verkünde den alleinseligmachenden Glauben, so zuckten sie mit den Achseln; wollte einer den Satz aufstellen, die Gesetze, die seinem Kopfe entwachsen wären, seien allgemein gültig und dienten für alle Zeiten, so erblickte man auf allen Gesichtern einen leisen Spott, und ver=

maß sich sogar einer zu sagen, das Geld sei der einzige Tyrann, so platzte alles in ein lautes Lachen. Kurz und gut, der Einzelne galt verflucht wenig mehr. Alle wußten, daß sie Verstand und Gefühle hatten, alle wollten prüfen und gut finden oder verwerfen. Nur was allen genügte, durfte auf einen allgemeinen Beifall rechnen.

Und dies alles hatte sich auf eine ganz natürliche ungezwungene Weise gemacht. Die Glieder der verschiedenen Stände waren in vielfachen Gelegenheiten zusammengekommen und hatten sich gegenseitig in die Karten gesehen. Dabei war es denn an's Licht getreten, daß Mancher durch die Kunst, die Mitspieler einzuschüchtern, sein Spiel scheinbar gewonnen hatte, weßhalb man denn auch das elfte Gebot erfand, welches heißt: Laß dich nicht verblüffen. Alle Schwächen und Stärken kamen indeß bald zum Vorschein. Man sah am Ende, daß die Geschichte von dem bevorzugten Blute ein eiteles Mährchen, die Idee von dem bevorzugten Glauben eine Täuschung, die Einbildung von dem erleuchteten Gesetzgebungsverstand, welcher dem beschränkten Unterthanenverstand entgegengesetzt wurde, eine angenehme Lüge und der großartige Gedanke der Geldherrschaft

ein Rechenfehler war. Kurz, eine andre Sache war Trumpf geworden und diese hieß Herz, Menschenherz. Um dabei zu gewinnen mußte, man das Herz auf der rechten Stelle haben. Aller äußere Schein wurde bald als Plunder anerkannt. Es galt nur das innere Wesen. Jeder mochte seine eignen individuellen Vorzüge haben und seine Begabung noch für dies oder das passen, aber um sich eine allgemeine Geltung, eine tiefe Achtung und eine schöne Liebe zu erwerben, mußte er ein Mensch sein.

In diesem edeln und letzten Gedanken des menschlichen Daseins söhnten sich die Kinder und Kindeskinder der Germania allmälig aus. Man fragte nicht mehr wer Einer sei und was Einer thue, sondern ob er es gut meine und für alle schaffe. Daß der Eine mehr und höhere Fähigkeit besitze, wie der Andere, war dabei eine ausgemachte und alte Erfahrung. Aber der hoch- und tiefbegabte wurde gelobt, geachtet, geliebt, wenn er seinen Platz nach seinen Kräften ausfüllte. Die Schmach der Armuth existirte nicht mehr, die Schmach des Reichthums wurde als eine fluchwürdige Sünde gebrandmarkt. Alle theilten die Arbeit und Alle theilten den Genuß und man war höchlich, erfreut,

bei Jedem die Fähigkeit, edel zu arbeiten und edel zu genießen auf die freudigste Weise ausgebildet zu sehen.

Und so kamen sie oft zu den herrlichsten Festen zusammen, welche sie die Mysterien der Brüderschaft nannten. In großen Zügen einherschreitend versammelten sie sich an heitern reizenden Orten, wo der Frühling am hellsten prangte, die Sonne am freundlichsten schien, die Wiesen und Wälder am grünsten blühten, die Ströme am lockendsten rauschten. Die Landbewohner traten mit Garben und Früchten herein und führten blöckende Heerden und muthige Roße mit sich und trugen eine weiße Fahne, auf der als Symbol die heilige Pflugschaar glänzte. Die Vertreter der Gewerke kamen mit vielfachen Werkzeugen und brachten herrliche Stoffe und köstliche Erzeugnisse, die gewebt und gehämmert waren. Und auch die Männer, die aus den ewigen Quellen des Geistes schöpften, wallten mit ernsten Gesichtern und in edlen Gewänder heran. Während die Einen von ihnen Bücher trugen, in denen weise Gedanken verzeichnet waren, lasen die andern erhabene Dichtungen, sangen wunderbare Gesänge und zeigten herrliches Bildwerk. Alle aber waren selig, sich in dieser schönen Art vereinigt zu finden. Sie

wechselten die freundlichsten Gesinnungen, sie tranken denselben Wein, sie aßen dieselben Speisen und fielen in dieselben Chöre ein. Sie fühlten sich als Brüder.

Aber Keiner hatte größere Freude an dieser glücklichen Lösung aller Verhältnisse, die vor nicht langer Zeit noch so verwirrt gewesen waren, als die gute Germania. Sie war grau und alt geworden, aber ihr Herz war jung geblieben, ja es erwachte zu neuer blühender Frische bei dieser schönen Wendung im Leben ihres Hauses. Sie glich den seltnen Blumen, welche nur alle hundert Jahre blühn, dann aber in unerreichbarer Fülle in Glut und Duft stehen. Die Menschlichkeit, diese schönste und innigste Eigenschaft ihres Wesens, fühlte sich zur höchsten Entwicklung gesteigert.

Sie drückte alle ihre Kinder an das Herz und gab ihnen den schönsten, heißesten, ewigsten Segen.

Ende.